

VERLAG KULTUR  
UND FORTSCHRITT



Das Observatorium  
von Nūr-i-Descht

I. JEFREMOW



D I E   K L E I N E   J U G E N D R E I H E

**DAS OBSERVATORIUM  
VON NUR-I-DESCHT**

VON I. JEFREMOW



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN

1951

Russischer Originaltitel: **ОБСЕРВАТОРИЯ НУР-И-ДЕШТ**

Deutsch von M. Brichmann

(Der Text wurde dem Sammelband „Erzählungen“ von I. Jefremow  
entnommen)



Laut zischte die Luft in den Bremsen, und das gleichmäßige Rattern der Räder ging in ein ununterbrochenes Getöse über. Eiskristalle und wirbelnder Schneestaub sprühten gegen das Wagenfenster.

Die Unterhaltung war allmählich eingeschlafen. Der Oberstleutnant blickte zum Fenster hinaus, das von den niedrigen Strahlen der untergehenden Sonne rosig überhaucht war. Der Zug jagte jetzt immer schneller dahin und trug die Reisenden — man schrieb das Jahr 1943 — neuen Kämpfen entgegen.

Ein Matrose der Kriegsmarine öffnete die Abteiltür und trat auf den Gang hinaus, wo er auf einem Klappsitz Platz nahm. Er mußte an die unauslöschliche Härte des Krieges denken, die allem den Stempel aufdrückte.

Nach einer Weile folgte ihm sein Abteilmachbar, ein junger, hochgewachsener Artilleriemajor. Schon beim Antritt der Reise war dem Matrosen die beherrschte Energie dieses hochgewachsenen Mannes aufgefallen. Die Augen — in dem gebräunten Gesicht erschienen sie besonders hell — waren auffallend ruhig, aber in ihrer Tiefe leuchtete eine Kraft, die der Matrose für den Ausdruck beharrlicher Lebensfreude hielt.

Der Major reichte ihm die Hand und stellte sich vor:

„Lebedew. Ich hörte vorhin Ihr Gespräch mit dem Abteilmachbarn und möchte Ihnen sagen, daß es mich gefreut hat, wie Sie das Recht des Menschen auf Freude vertraten, obwohl ich glaube, daß Ihre Gegner recht haben. Aber Sie haben selbstverständlich auch recht. Das sind so Widersprüche im Leben. Gerade jetzt überkommt uns das Gefühl der Freude nur noch selten. Vielleicht darum, weil die menschliche Freude manchmal von Ursachen abhängt, die auf den ersten Blick völlig unerklärlich erscheinen.“

Nach kurzem Zögern setzte er hinzu: „Ich werde Ihnen eine interessante Begebenheit erzählen, in der ich selbst vor gar nicht langer Zeit eine der handelnden Personen sein durfte.“

Es dunkelte. Sie traten ins Abteil zurück und nahmen wieder ihre Plätze ein. Die jetzt dicht geschlossenen Fenstervorhänge verliehen dem Abteil, das von einer Glühbirne schwach beleuchtet wurde, eine besonders gemütliche Atmosphäre. Der Matrose lag auf der oberen Bank<sup>1</sup> dem Major gegenüber und lauschte der Erzählung, die so wenig zu ihrer Umgebung paßte, daß sein Bewußtsein sich

<sup>1</sup> Wegen der weiten Reisedrecken — eine Eisenbahnfahrt von zwei Tagen ist in der Sowjetunion keine Seltenheit — werden zur Nacht die Rückenlehnen der Bänke hochgeklappt und bieten somit eine zweite, obere Liegestatt.

zeitweise zu teilen schien und in ein fernes, sonniges, weites Land enteilte.

„Ich wurde im dritten Kriegsmonat einberufen“, erzählte Major Lebedew, „und mußte in ununterbrochenen Kämpfen den schweren Weg des Rückzugs mitmachen. Sieben Monate lang verschonten mich feindliche Kugeln und Geschößsplitter. Doch ich muß mich mäßigen. Es hat keinen Wert, von allem zu erzählen, was ich erlebt habe.

...Bis zum Krieg arbeitete ich als Geologe und war ein Verehrer unserer widerspenstigen Natur, ein Träumer. Die für eine friedliche Seele schwere Kriegsarbeit, die Zerstörungen und Greuelthaten, die die Erobererhorden meiner Heimat Erde zufügten, zerbrachen mich fast. Aber ich wurde damit fertig und war bald gestählt wie Hunderte meiner Kampfgenossen. Doch meine Veranlagung zur Schwärmerei schien mich für immer verlassen zu haben. Ich wurde hart, und in meiner Seele blieb eine qualvolle Leere — eine Leere, die nur in Gefechten mit dem Feind, nur durch gelungene Überfälle meiner Batterie ausgefüllt wurde.

Im März wurde ich ernstlich verwundet und war für etliche Monate dienstuntauglich. Die aufgezwungene Untätigkeit vergrößerte meine Verschlossenheit noch mehr: ich wurde menschenscheu.

Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus erhielt ich Urlaub und wurde zur Erholung nach Mittelasien geschickt. Ich erhob Einspruch, bewies die Notwendigkeit, mich sofort an die Front zu befördern, wandte ein, daß ich alleinstehend sei — nichts half.

Mit einem Wort, Ende Juli 1942 befand ich mich in einem Zug, der mich mit Windeseile durch die weiten kasachischen Steppen der heißen Sonne entgegnetrug.

Nachts stand ich häufig am offenen Fenster. Freundlich umwehte mich der nach Wermut riechende, frische, trockene Wind. Die leichte Dunkelheit der Steppe unterstrich die Menschenleere der Ebene. Ich aber, ich war mit all meinen Gedanken dort — fern im Westen.

Die ewige Ruhe der Natur übte aber doch eine gewisse Wirkung auf mich aus. Am Ende meiner Fahrt wurde ich innerlich weicher, und, was die Hauptsache ist, ich begann meine Umwelt wieder mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten.

Hinter Aryszi wurde die Schwüle im glühendheißen Eisenbahnwagen tagsüber zur Qual, und mit Freuden stieg ich daher spät nachts auf einer kleinen Station aus. Der Autobus vom Sanatorium sollte erst am Morgen eintreffen. Ich hatte keine Lust, die weiche Kühle der südlichen Nacht gegen ein Nachtlager im Bahnhofssaal einzutauschen und setzte mich neben einem Laternenpfahl auf meinen Koffer, atmete die nächtliche Frische und hielt Umschau.

Der Zug hatte Aufenthalt, und die Reisenden vertraten sich die Beine. Ich zündete mir eine Zigarette an und ließ meine Blicke umherschweifen.

Ein Mädchen, das schon etliche Male den Bahnsteig auf und ab gegangen war, fesselte mich durch die schöne Farbenharmonie ihrer Erscheinung, grünes Kleid, rötlich-braunes Gesicht, aschblonde Haare.

Es war etwas an ihr, das sie aus der Masse hervorhob. Noch jetzt erinnere ich mich meines ersten Eindrucks: es war wohl die Frische, die ihr ganzes Wesen erfüllte.

Zweifellos suchte sie jemand. Einmal blieb sie stehen, warf die kurzen Haare zurück, hob das runde Gesicht zur Lampe empor und verzog die Lippen zu einem komischen



Schmollen. Als sie jedoch meinen starren Blick fühlte, sah sie mich voll an, wandte sich um und ging wieder zurück. Dann fuhr der Zug ab; das rote Licht des letzten Wagens verlor sich in der Ferne, und auch die Bahnhofslampen erloschen bis auf zwei. Ich blieb noch eine Weile im Dunkeln sitzen. Zum erstenmal seit langer Zeit fühlte ich mich innerlich ruhig — vielleicht war es auf die Dunkelheit zurückzuführen oder auf die unendliche Weite der nächtlichen Steppe.

Mir wurde kalt; widerstrebend wandte ich mich zum Bahnhofsgebäude. Der winzige Wartesaal war kaum beleuchtet und die Bänke mit schlafenden Menschen belegt. Hinter einer niedrigen, hölzernen Scheidewand, die einen Raum für Verwundete abteilte, war niemand. Ein Fenster stand weit offen. Ich legte mich auf eine Bank, konnte aber nicht einschlafen. Plötzlich erklangen leichte Schritte. Ich drehte mich um und erkannte das Mädchen, das ich schon auf dem Bahnsteig beobachtet hatte. Sie blickte auf die von schlafenden Usbeken besetzten Bänke und trat unschlüssig an die Scheidewand meines abgetrennten Raumes. Ich erhob mich und lud sie ein, es sich auf der freien Bank bequem zu machen. Das Mädchen dankte und ließ sich nieder. Sie lehnte den Kopf zurück und zog die Knie fest an den Körper. Und komisch — seitdem sie gekommen war, erschien mir diese sich in der weiten Steppe verlierende Station nicht mehr so öde.

Ich hatte den Eindruck, als wolle auch das Mädchen nicht schlafen, und so entschloß ich mich, ihr einige der üblichen Reisefragen zu stellen, auf die sie aber nur kurz antwortete. Und doch kamen wir allmählich in ein Gespräch. Tatjana Nikolajewna, oder einfach Tanja, war Aspirantin am Institut für östliche Sprachen in Taschkent und be-

gleitete einen berühmten Professor, einen Archäologen, auf einer Expedition. Der Professor wollte die Ruinen einer alten Sternwarte erforschen, die vor annähernd tausend Jahren in den Vorbergen eines Gebirgszuges, zweihundert Kilometer von der Station entfernt, erbaut worden war. Zu Tanjas Obliegenheiten gehörte es, die arabischen Inschriften, die sie auf den Wänden und Steinen der Ruinen fanden, zu restaurieren und zu übersetzen.

„Kommt Ihnen nach all dem da“, sie berührte leicht meinen Arm, der in der Binde lag, „nicht der Gedanke, warum wir uns in einer solchen Zeit, gerade jetzt, mit diesen Dingen beschäftigen?“

Sie blickte mich forschend an.

„Nein, Tanja“, erwiderte ich. „Ich war früher auch Geologe und glaube an den hohen Wert der Wissenschaft. Und noch etwas: Daß Sie die Möglichkeit haben, sich mit Ihrer Arbeit zu befassen, die mit Krieg nichts zu tun hat, bedeutet, daß wir Kameraden an der Front unsere Heimat gut verteidigen.“

„So denken Sie also darüber“, sagte Tanja lächelnd. Sie schwieg und versank in Nachdenken.

Ich nahm das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Sie sprachen davon, daß die Sternwarte zweihundert Kilometer entfernt in der Steppe liege. Warum sind Sie eigentlich zur Station gekommen?“

Tanja berichtete ziemlich ausführlich. Die Zahl der Expeditionsteilnehmer war gering: der Professor, Tanja und ihr fünfzehnjähriger Bruder, der als Zeichner arbeitete. Es war natürlich sehr schwer, Arbeiter zu bekommen. Obgleich der nächstliegende Kolchos den Wunsch hatte, der Expedition zu helfen, stellte er doch nur zwei alte Leute zur Verfügung. Nachdem sie zwei Wochen gearbeitet hat-

ten, kehrten die Alten wieder in ihren Kolchos zurück. Andere weigerten sich zu kommen, und auf diese Weise wurden die Aufräumungsarbeiten in den Ruinen unterbrochen. Der Professor schrieb seinem Institut einen Brief mit der Bitte, ihm den wissenschaftlichen Mitarbeiter, der zur Vorbereitung seiner Dissertation in Taschkent geblieben war, zu schicken, um einige nicht schwierige Aufräumungen vornehmen und die Arbeit abschließen zu können. Tanja war nun zur Station gekommen, um ihn abzuholen. Zwei Züge hatten die Station bereits passiert, und da niemand mitgekommen war, hatte Tanja jetzt ein Telegramm nach Taschkent aufgegeben. Am Morgen sollte die Antwort eintreffen.

„Das ist alles“, sagte das Mädchen und unterdrückte einen unwilligen Seufzer. „Wie mißlungen das Ganze ist! Wenn Sie wüßten, was für ein herrlicher Ort Nur-i-Descht ist und welche interessante Arbeit dort wartet. Nur-i-Descht heißt ‚Licht der Wüste‘.“

„Wenn die Gegend aber so herrlich ist, wie Sie sagen, weshalb sind dann die Alten weggelaufen?“

„Es gibt dort ziemlich häufig Erdstöße. Dann zittert alles ringsumher, und irgendwo tief in der Erde erhebt sich ein tiefes Grollen, kleine Steine und Erde rieseln von den Ruinenwänden herab. Unsere Arbeiter hielten diese Stöße für die Vorboten eines großen Erdbebens, durch das alle zugrunde gehen werden.“

Ich dachte eine Weile über ihre Worte nach, und als ich mich dann wieder mit einer Frage an sie wenden wollte, sah ich, daß Tanja eingeschlafen war.

Vorsichtig schob ich ihr meinen zusammengelegten Soldatenrock unter den Kopf, legte mich auf die zweite Bank und schlief gleichfalls ein.

Als ich erwachte, war das Mädchen fort. Inzwischen waren andere Leute hinzugekommen und füllten mit ihren bunten Kitteln und den Klängen einer unbekanntem Sprache den Raum.

Ich wusch mich und erkundigte mich nach dem Autobus, erfuhr aber wenig Tröstliches. Der Bus hatte Verspätung, und man konnte erst nach dem Mittagessen mit seiner Ankunft rechnen. Ich schlenderte auf dem Bahnhof umher und hoffte Tanja irgendwo zu begegnen. Ich ging um das Gebäude herum und lief hinaus in die Steppe, aber bald trieb mich die brennende Sonne wieder in den Schatten des Bahnhofsgärtchens zurück. Schon von weitem gewahrte ich am Eingang zum Telegrafenamts Tanjas grünes Kleid. Nachdenklich saß das Mädchen auf dem steinernen Vorplatz unter einer Akazie.

„Guten Morgen. Na, das Telegramm bekommen?“ erkundigte ich mich.

„Ja... Semjonow ist zur Armee gegangen, und folglich kommt niemand zu uns. Was sage ich nur Matwei Andrejewitsch? Er hatte so gehofft!“

„Wer ist denn Matwei Andrejewitsch?“

„Mein Chef, der Professor. Ich habe Ihnen doch gestern von ihm erzählt“, sagte das Mädchen mit kaum spürbarem Ärger.

In diesem Augenblick durchzuckte mich ein Gedanke, der mich sofort fröhlich stimmte.

„Hören Sie, Tanja, nehmen Sie mich als Gehilfen! Ich werde nicht schlechter sein als Ihre Alten“, sagte ich.

Tanja blickte mich verwundert an.

„Sie?... Sie müssen doch in ärztliche Behandlung! Und dann...“ Das Mädchen wurde verlegen, ihr Blick heftete sich auf meinen Arm in der Binde.

Ich verstand ihren Blick, zog den Arm aus der Schlinge und machte einige schnelle Bewegungen.

„Keine Angst, Tanja, mein Arm ist gebrauchsfähig, er hängt deshalb in der Binde, damit er nicht anschwillt. Ich darf ihn nur nicht allzulange herunterhängen lassen“, erklärte ich. „Was mich betrifft, ist das nämlich so: Ich fahre nicht zur Behandlung, sondern zur Genesung. Ist es da nicht gleich, wo ich mich erhole? Sie haben schließlich selbst gesagt, daß dieser Ort, dieses Nur-i-Descht, schön ist.“

Das Mädchen wurde schwankend.

„Alles wird gut“ fuhr ich scherzend fort, „allerdings darf mich Ihr Professor nicht auf die Kost eines heiligen Antonius setzen!“

„Aber ich bitte Sie! Wir haben genügend Lebensmittel! Nur, wie wird es mit Ihrem Sanatorium? Und dann ist der Weg zu uns so schwierig!“

„Inwiefern ist er denn schwierig? Wo sie ihn jetzt selbst zum viertenmal zurücklegen?“

„Sie brauchen gar nicht so zu gucken. Ich bin zwar klein, aber kräftig“, antwortete Tanja. „Wissen Sie, wie man hinkommt? Von hier bis zum Molotow-Sowchos fahren Lastautos — das sind hundertzwanzig Kilometer. Vom Sowchos bis zur Siedlung Tus-Kul gibt man uns gewöhnlich ein Pferd. Tus-Kul ist ein kleiner Kolchos, der Weg dorthin ist mehr schlecht als recht, nur Sand und Steine. Und von Tus-Kul sind es noch dreißig Kilometer durch eine wasserlose Sandwüste. Man muß sehen, daß man ein Kamel kriegt. Aber ich hasse Kamelreiten. Man sitzt wie auf einem riesigen Faß und schaukelt wie ein Pendel hin und her. Und ein Kamel, wissen Sie, geht genau vier Kilometer in der Stund, nicht mehr und nicht weniger.“

Ich brauchte Tanja nicht mehr groß zu überreden. Ein leerer Dreitonner, der wie ein Ball über die Schlaglöcher hüpfte, trug uns südwärts, der bläulichen Linie der Schneeberge entgegen. Das war genau entgegengesetzt der Richtung, in der das Sanatorium lag. Wir saßen hinter dem Fahrerhaus auf dem Boden des Wagens und sahen uns vergnügt an. Eine Unterhaltung war unmöglich, man hätte sich die Zunge abgebissen. Eine dichte rötliche Staubwolke wirbelte hinter uns hoch, kroch auseinander und verbarg die Hügel, hinter denen die Station lag. Nach etwa drei Stunden klaffte der dunkle Pappelsaum, der anfangs am Horizont kaum sichtbar gewesen war, vor uns auseinander und enthüllte zwei Reihen weißer Häuser, die eine breite gerade Straße voneinander trennte. Die Pyramidenpappeln ragten wie grüne Türme in die Luft, und rechts und links von der Siedlung erstreckten sich abschüssige Hügel, mit hellgelbem Steppen gras bewachsen.

An einem Bewässerungsgraben, in der Nähe des Sowchoskontors, hielt das Auto. Und noch heute denke ich gern an die einfache, herzliche Gastfreundschaft der Menschen dieses fernen Sowchos zurück.

Wir beschlossen, so spät wie möglich zu fahren: die kühle Nacht ist in diesem Landstrich die allerbeste Reisezeit. Als Tanja dann den geräumigen Reisewagen erblickte, begann sie leise vor sich hin zu lachen.

„Sie sind ein wertvoller Gehilfe, Iwan Timofejewitsch. Sehen Sie mal, welche Achtung man Ihnen entgegenbringt. Man gibt uns den Reisewagen.“

Ein Agronom, der den gleichen Weg hatte, übernahm das Amt des Fuhrmanns. Tanja und ich ließen uns im Wagen nieder, und los ging die Reise. Ein schwacher Wind kam

auf. Um uns nur Steppe und über uns das sternenfunkelnde Firmament.

Nach kurzer Zeit fühlte ich, wie sich Tanja gegen mich lehnte. Und bald darauf ruhte ihr Lockenkopf friedlich an meiner Schulter. Die Zeit verging. Der sammetweiche Wind ließ nach, und es wurde spürbar kalt. Die Kühle vor Tagesanbruch ließ uns nicht richtig einschlafen.

Der Kolchos Tus-Kul machte auf mich keinen angenehmen Eindruck. Der kahle Hügel mit den kürzlich gepflanzten spärlichen Pappeln war mit niedrigen Häuschen bedeckt, die mit rötlichbraunem Lehm verschmiert waren. Um sechs Uhr abends traten wir mit einem Kamel, das mit Lebensmitteln beladen war, und in Begleitung eines Führers den Weg in die Sandwüste an. Ich entschloß mich, Tanjas Beispiel zu folgen, und ging zu Fuß. Hier und da wuchs auf niedrigen Sandbuckeln spärliches Dornengestrüpp. Die Füße versanken in lockerem Sand, von dem eine drückende Hitze aufstieg. Man konnte sich leicht vorstellen, wie heiß es hier während der Tagesstunden sein mußte. Nach einer kurzen Rast drangen wir beim letzten Schein der Abendröte in Saksaulgestrüpp<sup>1</sup>ein.

Das Leuchtzifferblatt meiner Uhr zeigte ein Viertel vor eins, als der Sand endlich aufhörte und unsere Füße mit Erleichterung den festen Grund der steinigen Wermutwüste spürten.

Fern auf einem Gipfel gewahrten wir ein rotes Licht, umgeben von einer goldfarbenen leuchtenden Staubwolke.

„Das ist das Lagerfeuer neben den Zelten“, erklärte Tanja. „Ich glaube, unsere Leute warten auf mich.“

Als wir näherkamen, erklang in der Dunkelheit eine helle Knabenstimme:

<sup>1</sup> Blattloses Wüstengewächs.

„Matwei Andrejewitsch, Tanja ist gekommen!“

Im Schein des Lagerfeuers sah ich dann den Professor. Ein kleiner, runder Mann mit einem viereckigen Gesicht. Große dicke Brillengläser schützten seine Augen. Ich wurde etwas aufgehalten, weil ich das sich sträubende Kamel näher zum Feuer trieb. Der Professor begrüßte Tanja und rief in meine Richtung:

„Semjonow, kommen Sie her! Wo stecken Sie denn? Erzählen Sie, was in Taschkent los ist.“

Ich trat in den Lichtkreis des Feuers. Der Professor lehnte sich zurück, schob die Brille zurecht und blickte Tanja an.

„Wer ist das?... Und wo ist Semjonow?“

„Semjonow ist nicht gekommen, Matwei Andrejewitsch“, antwortete Tanja mit leiser Stimme.

„Das verstehe ich nicht. Was sind das für Scherze?“

Ich trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und nannte meinen Namen. Und dann erklärte ich ihm kurz den Grund meines Hierseins.

„Ich bitte Sie! Aber wie ist das möglich? Sie — ein Major, verwundet, Ordensträger. Das geht nicht, mein Freund, das geht doch nicht“, brummte der Professor und sah Tanja böse an.

Das Mädchen schwieg.

„Und schließlich, Ihr Arm... Hm... hm... Können Sie vielleicht arbeiten? Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, Tanja, so ein Leichtsinn!“

Ich lachte, ergriff mit der gesunden Hand einen schweren Balken, der gerade vom Kamel abgeladen worden war, und hob ihn leicht in die Höhe. Tanjas Bruder rief Hurra und Tanja klatschte in die Hände. Der Professor schien jetzt sichtlich milder gestimmt.



„Na, na, was soll ich nur mit Ihnen machen?“

„Versuchen Sie es mit meiner Arbeit. Tauge ich zu nichts, jagen Sie mich einfach davon“, erklärte ich ergeben.

Tanja sprudelte laut los, und der Professor funkelte sie wütend an.

„Ach, diese Mädels! Ewig haben sie... Alles geht an, sobald aber einer von der Armee auftaucht, ist's aus. Na, schon gut, trinkt Tee, richtet euch ein, dann werden wir weitersehen.“

Schließlich renkte sich alles ein. Als der Professor später erfuhr, daß ich Geologe war und folglich auch in der Archäologie Bescheid wußte, vergaß er völlig, auf welche Art und Weise ich zu ihm gekommen war.

Am Morgen sah ich nun das Observatorium Nur-i-Descht zum erstenmal. Auf einem hohen, steinigen Hügel stand eine halbrunde Mauer mit einem an der hinteren Seite hervorspringenden niedrigen Türmchen. Die Mauerenden waren von zwei massiven Gewölben überdacht und von dicken, würfelförmigen Fundamenten gestützt. Zwischen den Würfeln hatte sich ein schöner Säulengang in arabischem Stil erhalten, an dem noch die Spuren einer goldenen Zierschrift auf türkisblauem Grund vorhanden waren. Neben dem Turm, bei den Gewölben, war ein tiefer, mit Tuffsteinen ausgekleideter Trichter in den Boden gegraben. Einen großen Teil des Trichters füllte der nach unten gekrümmte, regelmäßige Marmorbogen eines astronomischen Quadranten aus. In die Seitenwände des Bogens waren Zeichen und Teilungen eingemeißelt. Fläche, sorgfältig ausgehauene Stufen führten parallel zum Bogen abwärts.

Der Professor hielt sich aber nicht lange auf.

„Hier haben wir schon alles studiert“, sagte er zu mir.

„Unser Arbeitsplatz wird jetzt dort sein.“ Er wies mit der Hand zum rechten Mauerflügel hin, wo ein schlankes, sich verjüngendes Türmchen stand. Daneben konnte man die Überreste verschütteter Gewölbe erkennen.

„Wie Sie sehen, ist das Gebäude für astronomische Beobachtungen noch gut erhalten. Natürlich wurden die Bronzeteile des Quadrantenbogens und andere Geräte schon vor langem geraubt, noch zur Zeit des Mongoleninfalls. Hier aber, wo wir unsere Studien fortsetzen wollen, muß sich die Aufbewahrungsstelle der Instrumente, Sternkarten und Bücher, vielleicht aber auch die Behausung der Astronomen befunden haben. Ein Teil des Baus ist in den Felsen gehauen. So, ich glaube, ich habe Ihnen das Wesentlichste erklärt, und nun ans Werk!“

Mit diesen Worten schlüpfte der Professor unter das staubverschüttete und mit vertrocknetem Gras bedeckte Gewölbe. Wir folgten ihm.

In dem halbdunklen, quadratischen Raum unter dem Gewölbe war es angenehm kühl. Ich bewaffnete mich mit einem Instrument, dem Ketmen, das einer breiten Hacke ähnlich sieht. Und unter der Anleitung des Professors begann ich nun die durch ein Nachgeben des nächsten Gewölbes aus Sand und Steinbrocken entstandene Verschüttung wegzuschaukeln. Ich arbeitete, was das Zeug hielt, und triefte bald vor Schweiß, aber die aufgeworfenen Erdhaufen zu beiden Seiten des Raumes wurden immer größer. Der Professor war sehr zufrieden. Er löste mich ab, dann schippte Tanja und darauf wieder ich. Das ging so eine ganze Weile, bis wir schließlich in einen niedrigen, geräumigen Keller vordrangen, der durch eine kleine Spalte in der Kellerdecke von oben etwas erhellt wurde. Ein Haufen glatter Steinplatten, die in einer Ecke

aufgestapelt waren, fesselte sofort die Aufmerksamkeit des Professors.

Da es für mich in diesem finsternen Keller nichts Interessantes gab, begann ich die anderen mit ihm in Verbindung stehenden Räume zu untersuchen. Durchgänge ohne Türen, schmal wie ein Spalt, vereinigten noch drei Keller, die im Gegensatz zum ersten eine hohe Decke hatten. Die Räume waren völlig leer, nur am Ende des zweiten ragte ein aus grauen Steinen festgefügt, dickes zylindrisches Bauwerk auf. Um die Außenwand des Zylinders führte eine verfallene schmale Wendeltreppe, deren oberes Ende in einem Trümmergewirr verschwand, durch das eine quadratische Luke verschüttet worden war. Winzige Fensterchen, durch die nicht einmal eine Ratte hätte kriechen können, hoben sich im unteren Teil des Zylinders schwarz ab. Ich schaute in ein Fensterchen, doch es dauerte lange, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Doch dann war mir, als sähe ich einen schwachen Lichtschein. Ich schaute noch einmal hindurch und erblickte wieder einen kaum merklichen Glanz. Ich rief den Professor, der sich aber nur ungerne von den Platten trennte, und lenkte seine Aufmerksamkeit auf den zylindrischen Bau.

„Sehen Sie, Tanja“, sagte er ohne sonderliches Interesse zu dem Mädchen, das ihm gefolgt war, „dies ist also der Sockel des kleinen Außenturms, der uns an ein Minarett erinnerte. Aus härtestem Grünstein gebaut, ist er allein unversehrt geblieben.“

Auf meine Bemerkung über etwas Glänzendes im Innern antwortete der Professor:

„Was kann das schon sein? Irgendein Stück Kachel vielleicht. Man mußte wahrscheinlich über die Außentreppe

auf den Turm steigen, und der Hohlraum im Innern ist nur Materialersparnis, einen Innengang gibt es nicht.“ Schon wollte er zurückgehen, als er plötzlich wie angewurzelt stehenblieb.

„Oho! Da gibt es tatsächlich etwas Wichtiges!“

Der Professor zeigte auf die eingestürzte Kellerwand hinter dem Vorsprung einer spaltähnlichen Tür. Unter dem Geröll lugte eine Stufe hervor — anscheinend der Anfang einer Treppe, die nach unten führte.

„Sehen Sie, Tanja, ich habe Ihnen gesagt, daß noch ein drittes Stockwerk, das unterste, vorhanden sein muß. Dies hier ist das erste Anzeichen davon. Hier werden wir also auch graben.“

Er machte eine kleine Pause: „Wie spät ist es, Iwan Timofejewitsch?“

„Bald fünf Uhr.“

„Aha! Deshalb habe ich auch solch einen Hunger. Kommt schnell.“

Oben empfing uns trockene Hitze und blendende Helligkeit. Nach der Dunkelheit in den Kellergewölben flimmerte es uns jetzt vor den Augen. Ich ließ Tanja und den Professor vorausgehen und blieb stehen, um die Gegend vom Gipfel der Anhöhe aus zu betrachten.

Auf einem ebenen Plätzchen standen unsere Zelte. Der Platz und auch die Anhöhe selbst befanden sich auf dem platten Gipfel eines breiten, kuppelförmigen Hügels, der eine Gruppe von acht anderen Hügeln überragte, Sie waren mit spärlichem, dürrerem Gras bewachsen, das aber dem heiteren Grün unseres Nordens gar nicht ähnelte. Aus der borstigen Grasdecke lugten hier und da kantige Vorsprünge schwarzer, mit grobem Sand überschütteter Steine. Auf unserem Hügel hatten sie eine andere, hellere

Farbe. Deshalb hob sich die Observatoriumsanhöhe durch ihre Färbung auch von den übrigen schwarzen Gefährten ziemlich scharf ab.

Am Rande einer endlosen, allmählich nach Süden abfallenden Ebene drängten sich neun kleine Hügel, und rechts von Westen, fast am Horizont, wurde der zackige Streifen ferner Schneeberge sichtbar. Das gewundene, metallene schimmernde Band eines von den Bergen kommenden Fließchens durchschnitt in derselben Richtung die Ebene, bog um den Observatoriumshügel, wich dann nach Osten aus und verlor sich im Sand. Und überall die gelbe Steppe mit den Tupfen silbriger Wermutbüschel und blauem Dornengestrüpp. Dazu über mir der weite Raum, die Ruhe, reine Bergluft und die Bläue einer schweren Glut.

Ich war glücklich, daß mich das Schicksal hierher geführt hatte. Was konnte ich mir noch wünschen? Und das frohe Gefühl einer Versöhnung mit mir selbst, mit der Natur, ergriff mich.

„Iwan Timofejewitsch, bitte essen kommen!“ hörte ich Tanjas Bruder Wjatschik rufen.

„Wo haben Sie denn gesteckt?“ fragte Tanja, die mir entgegenkam. „Ich habe herrlich gebadet und wollte Sie mitnehmen. Jetzt aber wird erst gegessen. Das Baden müssen Sie bis zum Abend aufschieben.“

Nach dem Mittagessen und einer kleinen Ruhepause gingen wir wieder an das Ausgraben der von dem Professor entdeckten Treppe. Sie mündete in einen breiten Einschnitt, der in den Sandstein gehauen war, und lag bis obenhin mit allem möglichen Schutt zugeschüttet. Die Arbeit ging nur langsam voran. Es war klar ersichtlich, daß etliche Tage vergehen würden, bevor die Treppe ausgegraben war.

Als wir die für den Tag vorgemerkte Arbeit beendet hatten, erinnerte ich Tanja an ihr Versprechen, und sie führte mich einen schmalen Pfad am Flußufer entlang bis an den Fuß des zweiten Hügels. Ich folgte schweigend und lauschte dem gleichmäßigen Rauschen des schnellfließenden Wassers, auf dem das Licht der abendlichen Sonne glitzerte. Bei einer Flußbiegung mit unterspültem Ufer machte Tanja halt.

„Bleiben Sie hier sitzen und warten Sie auf mich. Wjatschik und ich haben einen kleinen Damm gebaut, auf dem uns das Wasser nur bis zur Brust reicht.“

Tanja verschwand hinter einem Ufervorsprung, ich aber legte mich ins Gras und ließ den linden, kühlenden Luftstrom über mein Gesicht wehen. Das Murmeln des Fließchens schläfernte mich ein.

„Hallo, hallo! Sie sind ja eingeschlafen!“ hörte ich plötzlich die Stimme des Mädchens. „Kommen Sie schnell. Es ist einfach herrlich!“

Vor mir stand die frische, lustige Tanja in der makellosen Schönheit ihrer Jugend. Ich sprang auf, kletterte das hohe Ufer hinab und fand unten einen winzigen Badestrand. Zwei verkrüppelte Bäumchen bewachten diese Urbadewanne wie zwei Posten. Schnell hatte ich eine Methode gefunden, im Liegen zu baden, wobei ich aber stark gegen den Druck des kalten Wassers anzukämpfen hatte.

Als wir wunderbar erfrischt zurückkamen, wartete bereits der Tee auf uns.

„Na, wie hat Ihnen Tanjas Badestelle gefallen?“ fragte der Professor. „Wollen mal den Geologen auf die Probe stellen! Ist Ihnen in dem Fließchen nichts aufgefallen? Nein? Na, mein lieber Major, Sie haben eben Krieg geführt und daneben alles vergessen. Dieses Fließchen heißt

in den Chroniken Ekik, das bedeutet soviel wie Karneol<sup>1</sup>. Bisweilen findet man nämlich unter den Kieseln im Flußbett solche rote Steinchen.“

Die Ausgrabung der unteren Etage erwies sich als weit schwieriger, als wir erwartet hatten. Der schräg abwärtsführende Einschnitt wurde fortwährend von herabrieselnder Erde und abbröckelndem Schotter zugeschüttet. Wir arbeiteten schon vier Tage daran, und ich merkte, wie neue Kraft in meine Muskeln strömte. Unmerklich vollzog sich nach und nach eine Umwandlung in mir. Wie das erste Grün im Frühling erhoben sich aus den unbekanntem Winkeln meiner Seele neue Gefühle — genauso unendlich, ruhig und hell wie die uns umgebende Natur. Eine zuversichtliche Stimmung bemächtigte sich meiner; und wie es bei jedem völlig gesunden Menschen sein soll, spürte ich keine körperliche Müdigkeit mehr. Ich empfand mit Vergnügen einen Überschuß an Lebenskraft.

Heute kann ich diese Empfindungen in einzelne Elemente zerlegen, damals war das anders, eigentlich kam dieser Zustand nur in einer erhöhten Begeisterung für die Gegend, in der die Ruinen von Nur-i-Descht lagen, zum Ausdruck. Ich zerbrach mir den Kopf und versuchte hinter das Geheimnis des Zaubers zu kommen, der von den öden Steinhügeln und traurigen Ruinen in der heißen Umklammerung von Steppe und Sand ausging. Ich sprach mit Tanja und dem Professor über meine Eindrücke, und sie pflichteten mir bei.

„Offen gesagt, auch mir ist das unbegreiflich“, sagte Matwei Andrejewitsch. „Ich weiß nur, daß ich mich noch nie so wohl gefühlt habe wie hier.“

<sup>1</sup> Roter Halbedelstein.

„Wohl besagt viel zuwenig“, fiel Tanja ein. „Ich zum Beispiel bin von einer hellen Freude erfüllt. Mich mutet dieses alte Observatorium wie ein Tempel an — ich kann das nicht so klar ausdrücken —, ein Tempel der Erde, des Himmels, der Sonne und von etwas Unerklärlichem, Wunderbarem, etwas unfafbar sich Auflösendem im weiten Raum. Ich habe schon schönere Gegenden gesehen, aber keine hat einen so mächtigen Zauber wie diese anscheinend so gleichgültigen Ruinen.“

Wieder war ein Arbeitstag zu Ende gegangen und es wurde Nacht.

Wir mochten nicht schlafen, lagerten am Feuer, und über uns, im Zenit der Himmelskugel, strahlte die blaue Wega. Wie ein Eulenaug leuchtete im Westen der goldene Arkturus, und der Sternenstaub der Milchstraße funkelte wie glühendes Silber.

Tief am Horizont strahlte der rote Antares und etwas weiter rechts davon das kaum erkennbare Gestirn des Schützen. Dort liegt das Zentrum des ungeheuren Sternrades der Galaxis<sup>1</sup> — der zentralen „Sonne“ unseres Weltalls. Wir werden es niemals sehen, denn der riesige Schleier einer schwarzen Substanz verbirgt seine Achse. Wahrscheinlich existiert auf diesen zahllosen Welten ebenfalls vielgestaltiges Leben. Und vielleicht wohnen auch dort Menschen oder uns ähnliche Wesen, die über die Macht des Gedankens verfügen, dort in einer für den Verstand unfafbaren Ferne...

Und ich blickte hinauf zu jenen Welten, bewegt von dem unklaren Vorgeföhl des künftigen großen Schicksals des

<sup>1</sup> Eine riesige Sternanhäufung in Form eines flachen Rades, in dem sich unser Sonnensystem befindet. Die Milchstraße stellt seine sichtbare Grenze dar.



Menschengeschlechts. Groß, wenn es gelingt, die noch auf Erden herrschenden dunklen, barbarischen Kräfte zu bewältigen, die stumpf und viehisch die wertvollen Errungenschaften des menschlichen Gedankens und der menschlichen Phantasie zerstören und vernichten.

„Schlafen Sie, Iwan Timofejewitsch?“ beendete der Professor meinen Gedankenflug.

„Nein, ich blicke in die Sterne. Die sind hier besonders nah und hell.“

„Ja, das Observatorium wurde mit viel Sinn und Verstand gebaut. Hier ist die Luft außergewöhnlich klar, und die ansässigen Völker sind als gute Sternbeobachter bekannt. Die Kirgisen zum Beispiel nennen den Polarstern den silbernen Himmelsnagel. An diesen Nagel sind drei Pferde gebunden. Vier Wölfe jagen ihnen ständig im Kreis nach und können sie doch nicht einholen. Und werden sie einmal eingeholt, dann ist auch das Ende der Welt gekommen. Was sagen Sie dazu? Ist diese Darstellung des Großen Bären nicht poetisch?“

„Sie ist sehr schön und bildhaft, Matwei Andrejewitsch!“ Ich machte eine kleine Pause. „Irgendwo und irgendwann habe ich einmal etwas Ähnliches über den Himmel der südlichen Halbkugel gelesen. Hoch in den Regionen beim Kreuz des Südens befindet sich in der Milchstraße eine helle Sternwolke, daneben aber ein völlig schwarzer, birnenförmiger Fleck — eine riesige Anhäufung von dunkler Materie. Die ersten Seefahrer nannten ihn den Kohlen sack. Eine alte australische Legende aber bezeichnet ihn als gähnende Grube, als Loch im Himmel, eine andere Legende erzählt, der Fleck sei die Verkörperung des Bösen in Gestalt des australischen Straußenvogels Emu. Der Emu liegt am Fuß des Baumes, bestehend aus den

Sternen, die das Kreuz des Südens bilden, und lauert einem Opossum auf, das sich in die Zweige dieses Baumes geflüchtet hat. Und das Ende der Welt bricht an, wenn das Opossum vom Emu geschnappt wird.“

„Ja, das ist ähnlich, nur die Tiere sind andere“, sagte der Professor träge.

„Matwei Andrejewitsch, erklären Sie mir bitte, von wem und wann wurde Nur-i-Descht, dieses mit Sinn und Verstand gebaute Observatorium, geschaffen und warum gerade an einem so unbewohnten Ort?“

„Höchstwahrscheinlich haben hier vor der Mongoleninvasion Astronomen aus Uigursk, Schüler der arabischen Weisen, gearbeitet. Ringsumher finden sich noch überall Ruinen und Spuren von Siedlungen. Zweifellos stand an diesem Platz vor siebenhundert Jahren auch ein reicher, dicht besiedelter Ort. Man mußte nämlich, um solch ein Observatorium bauen zu können, ein großes Wissen und die entsprechenden Mittel dazu besitzen.“

Die Rede des Professors brach plötzlich ab. Irgend etwas war geschehen. Anfangs wußte ich noch nicht was. Doch ein zweiter Stoß ließ die Erde unter unseren Füßen schwanken, als wäre eine steinerne Welle über die Oberfläche gelaufen. Fast gleichzeitig vernahmen wir ein fernes Getöse, das aus der Tiefe zu dringen schien. Das Geschirr klirrte im Kasten, und unser Lagerfeuer fiel auseinander. Es folgten noch einige Erdstöße unmittelbar aufeinander, und dann war alles genau so plötzlich, wie es begonnen hatte, wieder vorbei. In der nun eingetretenen Stille hörten wir, wie locker gewordene Steine über die Abhänge rollten und wie in den Ruinen des Observatoriums etwas abbröckelte.

Als wir uns am Morgen unserer Arbeitsstätte näherten, trafen wir auf unerwartete, durch das nächtliche Erdbeben hervorgerufene Veränderungen. Die von der linken Seite untergrabene Erdverschüttung hatte nachgegeben, war eingestürzt und hatte dadurch eine in Spitzbogen auslaufende Nische freigelegt. In der Nische gewahrten wir unter Staub und anhaftenden Erdklumpen eine Steinplatte, auf der für das ungeübte Auge völlig unleserliche, verschlungene Zeichen in kufischer<sup>1</sup> Schrift eingemeißelt waren. Einesteils verdroß uns die neue Verschüttung der Treppe, andererseits waren wir aber über den Fund erfreut und säuberten schnell die viele Jahrhunderte unter trockener und staubiger Erde verborgen gewesene Inschrift. Die auf der glatten bläulichen Platte eingemeißelten Buchstaben waren mit einer Art orangefarbenen und grünlich schillernder Glasur überdeckt. Tanja und der Professor nahmen die Entzifferung der Inschrift vor, Wjatschik und ich gingen wieder an die Säuberung der Treppe. Nach einer Weile seufzte Matwei Andrejewitsch geräuschvoll auf.

„Schade, leider nichts Wichtiges! Die Inschrift ist eine Bestätigung der geschichtlichen Überlieferung und besagt: Auf Erlaß von dem und dem wurde in dem und dem Jahr im Monat Kowus... Tanja, heißt das auf arabisch Schütze?“

„Ja.“

„Also fand der Bau im November seine Beendigung, und zwar in der Gegend von Nur-i-Descht, am Fließchen Ekik, auf dem Hügel... wie soll das heißen, Tanja?“

„Ich verstehe die Bezeichnung nicht ganz — so etwas wie Leuchtende Schale.“

<sup>1</sup> Art der arabischen Schrift, gekennzeichnet durch verbreiterte quadratische Konturen von eng miteinander verbundenen Buchstaben.

„Wie poetisch! Also auf dem Hügel Leuchtende Schale, an der Stelle des früheren Abbaus von sogenannter Zarenfarbe... Aha! Major, das schlägt in Ihr Fach. Wo sind nun die Spuren des Bergbaus und was konnte man hier gewonnen haben?“

„Ich weiß nicht, ich habe keinerlei Abbau bemerkt.“

„Nanu, ich denke, Sie waren irgendwann mal Geologe?“ fragte der Professor in scherzhaftem Ton.

„Warten Sie ab, Matwei Andrejewitsch. Ich werde Ihnen die Treppe ausgraben, und Sie beurlauben mich einige Stunden, damit ich umherwandern kann. Vielleicht wird dann auch der Geologe von Nutzen sein. Ich habe ja sonst tagtäglich nur einen Weg: Vom Flübchen — zum Keller, vom Flübchen — zum Zelt.“

„Aha!“ Der Professor lachte. „Da haben Sie in der Haut des Archäologen gesteckt — immer die Nase in der Erde... Aber Sie haben recht: es lohnt sich, einen freien Tag einzuschalten. Wir werden also morgen nicht buddeln — laufen Sie nur umher und forschen Sie. Tanja wird natürlich Wäsche waschen... Nein? Was denn? Auch umherschlendern, Geologie lernen? Hm...“

„Und wie heißt es in der Inschrift weiter, Matwei Andrejewitsch?“ unterbrach ich den Professor.

„Folgendermaßen: Zur Erinnerung an diese große Tat wurde die Inschrift verfaßt und eine altertümliche Vase mit einer Beschreibung der Baulichkeiten eingemauert.“

„Professor, das Auffinden der Vase hätte für das Studium des Observatoriums doch eine große Bedeutung?“

„Selbstverständlich. Es ist aber nicht gesagt, wo sie eingemauert wurde. Natürlich im Fundament. Aber wo dort? Wir sind ja nicht einmal imstande, die Treppe auszugraben.“

Am nächsten Morgen erbat ich mir von Wjatschik die Schrotflinte in der Hoffnung, ein Stück Wild zu schießen. Von den spöttischen Abschiedsworten des Professors begleitet, traten Tanja und ich dann unsere Wanderung um den Hügel von Nur-i-Descht an. Das Mädchen erzählte, daß sich bisher keiner der Expeditionsteilnehmer weit von den Ruinen entfernt habe — die Arbeit hatte sie zu sehr in Anspruch genommen.

Der Tag war ungewöhnlich drückend und still, nicht der geringste Lufthauch milderte die trockene Hitze, die von dem steinigen Boden aufstieg. Lange Zeit streiften wir zwischen den Hügeln umher und kletterten über Hänge, bis wir vor Durst beinahe am Verschmachten waren. Wir stiegen zum Fließchen hinab, tranken und schlenderten dann barfuß das Flußbett entlang. In der klaren Strömung fielen hin und wieder zwischen schwarzen und grauen Kieselsteinen vom Wasser geglättete Opal<sup>1</sup> und Chalzedonstückchen<sup>2</sup> ins Auge, und so ließen wir uns beide zu einer Jagd nach schönen Steinen hinreißen. Erst als unsere Füße vom kalten Wasser ganz erstarrt waren, gingen wir wieder ans Ufer zurück, wärmten uns auf den warmen Steinen und sortierten dabei unsere Schätze.

„Die roten legen Sie bitte hierher, Tanja. Das ist der Karneol — ein Stein, den man im Altertum sehr schätzte —, er soll Heilkraft besitzen.“

„Die meisten sind rot. Aber hier, schauen Sie, welch eine Pracht!“ rief das Mädchen. „Haben Sie den gefunden? Er ist durchsichtig und schillert wie eine Perle.“

„Das ist ein Hyalit, die wertvollste Opalsorte. Sie können sich eine Brosche daraus arbeiten lassen.“

<sup>1</sup> Erstarrter Kieselsäuregallert, wasserhaltiger Quarz.

<sup>2</sup> Opalähnliches Mineral, Hauptbestandteil vieler Edelsteine.

„Ich kann Broschen, Ringe und Ohrringe nicht leiden, nur Armbänder. Aber wenn Sie ihn mir schenken wollen... danke... Doch weshalb haben Sie diese drei trüben Steine mitgenommen?“

„Aber Tanja! Wie können Sie meinen besten Fund derart schlechtmachen. Sehen Sie mal!“ Und damit tauchte ich den unscheinbaren weißen Kiesel ins Wasser. Sofort wurde der Stein durchsichtig und schillerte bläulich.

„Ach, wie schön er jetzt ist!“ staunte Tanja.

„Wie sich zeigt, ist dieser häßliche Kiesel ein Zauberstein. Im Altertum hielt man ihn für zauberkräftig. Das ist der Hydrophan, auch ‚Auge der Welt‘ genannt. Er ist stark porös und in trockenem Zustand undurchsichtig. Sowie die Poren sich aber mit Wasser füllen, wird er durchsichtig und schön. Das alles sind Quarzarten, von denen es noch viele Sorten und Tönungen gibt.“

„Was hat Ihnen nun unser heutiger Ausflug gegeben?“ fragte Tanja.

„Ich habe jetzt eine Vorstellung von der allgemeinen Struktur dieser Gegend, die aber keineswegs interessant ist — alte Granite und eine Schicht schwarzer Quarzite<sup>1</sup>. Der Hügel, auf dem das Observatorium steht, unterscheidet sich etwas von den andern, er besteht aus festen, glasartigen Quarziten. Wahrscheinlich befinden sich in den Adern, Hohlräumen und Ritzen noch viele Karneole und Opale.“

„Und wo ist der Abbau, von dem in der Inschrift die Rede ist?“

„Das weiß ich nicht. Sie haben doch selbst gesehen — nirgends auch nur die geringste Spur. Vielleicht liegt er unter den Ruinen verborgen.“

<sup>1</sup> Festes Gestein, hauptsächlich aus Quarzkörnern bestehend.

„Schlecht, da wird Matwei Andrejewitsch wieder lachen!“ meinte Tanja. „Doch wir müssen umkehren. Sehen Sie, die Sonne geht schon zur Neige, und wir werden erst im Dunkeln heimkommen.“

Die scharf umrissenen Silhouetten der rundbuckligen Hügel hoben sich dunkel vom rötlichen Abendhimmel ab, und die völlige Windstille unterstrich das dumpfe Schweigen der Sandwüste nur noch mehr.

Als wir von der Westseite her den Observatoriumshügel erreichten, war die Sonne gerade erloschen. Schwarz wölbte sich der unendliche Himmel mit seinen Millionen Sternen über uns.

Die im Sternenlicht kaum sichtbaren Ruinen empfingen uns mit Schweigen. Aus der Ferne klang der melodische Ruf eines Nachtvogels herüber. Wirklich, in der Dunkelheit sah die Gegend äußerst unfreundlich aus. Und wie vom Ahnen einer künftigen Gefahr befallen, schlichen wir flüsternd vorwärts, als fürchteten wir, etwas zu wecken, das jetzt noch zwischen den düsteren Mauern schlummerte.

Doch auf einmal fühlte ich, wie die Müdigkeit von mir wich und einem Gefühl der Munterkeit Platz machte. Die trockene, unbewegliche Luft erschien, ungeachtet der Wärme, die von den erhitzten Mauern ausging, plötzlich ungewöhnlich frisch. Manchmal lief sogar ein angenehmes, kaum merkliches Prickeln über die Haut.

„Ich bin gar nicht mehr müde“, hörte ich Tanja flüstern. Sie trat so dicht an mich heran, daß sie mich fast mit ihrer Schulter berührte. „Irgend etwas liegt hier in der Luft.“

„Ja, ich möchte sagen: es ist wie in der Nähe einer großen Dynamomaschine. Berühren Sie mal Ihr Haar, Tanja, es sieht so merkwürdig aus.“

Tanja fuhr sich mit der Hand über die Locken und versuchte sie zu glätten; unter ihren Fingern blitzten kleine blaue Fünkchen auf.

„Wie vor einem Gewitter“, sagte sie, „und doch ist der Himmel klar und es ist ganz und gar nicht schwül, im Gegenteil.“

„Sonderbar. An diesem Ort ist vieles unerklärlich...“ Wir waren unterdessen bei dem Hauptgebäude mit dem Quadrantenbogen angelangt, als ich plötzlich in einer Mauerbresche ein schwaches, grünliches Licht aufblitzen sah. Ich blickte genau hin und gewahrte an der inneren Wand des Säulenganges den kaum sichtbaren Widerschein einiger leuchtender Buchstaben.

„Tanja, sehen Sie doch!“ Ich führte meine Begleiterin an den eingestürzten Teil der Mauer. Und nun erkannten wir im Dunkel der Gemäuer ziemlich deutlich grünlichgelb leuchtende Buchstaben.

„Was ist das?“ flüsterte das Mädchen aufgeregt. „Hier gibt es ringsumher viele Inschriften, aber die leuchten doch nicht.“

„Alle diese Inschriften sind wie aus Gold gemacht, nicht wahr?“

„Richtig“, bekräftigte Tanja.

„Aber diese... Einen Augenblick...“ Vorsichtig schlüpfte ich in den Säulengang und zündete ein Streichholz an. Im Nu war das rätselhafte Leuchten verschwunden. Blind ragte die verfallene Mauer empor. Ich hatte jedoch ein unversehrtes Stück Kachel mit meinem Blick erhaschen können, das mit einer Glasur und orangegrünen Buchstaben bedeckt war, mit ähnlichen Buchstaben, wie wir sie schon einmal an der Treppe zum Kellergewölbe entdeckt hatten.



„Waren Sie oder der Professor schon einmal nachts im Observatorium?“ fragte ich Tanja.

„Nein, kein einziges Mal.“

„Dann also folgendes: wir gehen jetzt zu den Zelten zurück — sagen aber dem Professor nichts. Wir essen Abendbrot, und wenn alles schläft, wird weitergeforscht. Natürlich nur, wenn Sie Lust dazu haben. Falls Sie zu müde sind, werde ich die Sache allein fortsetzen.“

„Aber ich bitte Sie, wie könnte ich wohl müde sein? Alles ist doch so geheimnisvoll und interessant!“

„Ausgezeichnet. Doch eine Bedingung, Tanja: dem Professor kein Wort davon. Ich verstehe selbst noch rein gar nichts, wenn wir beide aber eine Erklärung finden, dann wird Matwei Andrejewitsch morgen früh eine geharnischte Überraschung erleben.“

Das junge Mädchen reichte mir zur Bekräftigung ihre warme, kräftige Hand. Schnell stiegen wir vom Hügel zu unserem Lagerplatz hinab, auf dem wie üblich ein kleines Feuer brannte. Nachdem der Professor wegen der Verspätung ein wenig gebrummelt hatte, fragte er mich nach den Ergebnissen unserer Wanderung. Als Matwei Andrejewitsch dann erfuhr, daß ich nichts Besonderes festgestellt hatte, hagelten seine gutmütigen Spötteleien nur so auf uns herab.

„Schon gut, ich will lieber nicht fragen, was Sie beide in der Dunkelheit gefunden haben. Na, na, seid nicht böse! Zeigt mal eure Steine... So viel Karneole? Ich glaube, ihr würdet in ein paar Tagen einen ganzen Sack davon sammeln. Leider wird der Karneol heute wenig geschätzt: wieder eins der vielen Beispiele dafür, wie manche Dinge im Lauf der Jahrhunderte ihre Wertbeständigkeit verlieren. Für die Menschen Vorderasiens waren diese Steine

früher eine Kostbarkeit, sie machten daraus Armbänder, Kolliers und Spangen. Außerdem glaubte man, daß der Karneol vor vielen Krankheiten schütze. Und das Interessanteste dabei — dieser Glaube ist, wie sich jetzt herausgestellt hat — mehr als nur ein einfacher Aberglaube. Kürzlich erfuhr ich...“ Der Professor verstummte und betrachtete beim Schein des Feuers nachdenklich einen roten Stein.

„Was haben Sie erfahren, Matwei Andrejewitsch, erzählen Sie doch“, drängte Tanja.

„Ja, ganz einfach. Die Mediziner beginnen jetzt mit Versuchen, den Karneol bei Krankenbehandlungen zu verwenden. Es hat sich gezeigt, daß er fast immer radioaktiv<sup>1</sup> ist. Diese Radioaktivität ist jedoch nur gering und entspricht etwa der Summe der Radioaktivität unseres menschlichen Körpers. Aber gerade deshalb, weil im Karneol nur winzige Spuren von Radium vorhanden sind, wirkt er heilend auf das Nervensystem, er stellt dort gewissermaßen ein inneres Gleichgewicht wieder her. So oder ähnlich ist es, ich verstehe mich nicht darauf.“

Radium? Eine vage Vermutung durchzuckte mein Gehirn. Die leuchtende Schrift, die orangegrünen Farben, die elektrischen Entladungen, alles wirbelte in meinem Kopf durcheinander. Ungeduldig sprang ich auf, bezwang mich aber und zog hastig eine Zigarette hervor.

„Was ist denn, Sie tun ja gerade, als hätte Sie ein Insekt gestochen?“ fragte der Professor verwundert. „Es ist wohl Zeit zum Schlafengehen, wir wollen morgen recht früh wieder anfangen, komm, Wjatschik, legen wir uns aufs Ohr.“

<sup>1</sup> Die Fähigkeit der Atome eines beliebigen Elements, in einzelne, das Atom darstellende Teile zu zerfallen. Diese Eigenschaft ist beim Radium besonders stark ausgeprägt.



Tanja und ich blieben allein zurück. Ich rauchte nervös meine Zigarette zu Ende und hoffte, daß der Professor bald einschlafen würde, damit wir uns mit Kerzen für die nächtliche Erforschung des Observatoriums versehen konnten.

Endlich war es soweit. Tanja hatte zwei Kerzen besorgt, und ich zog eine schwere Brechstange aus dem Werkzeughaufen hervor.

„Wozu das?“ fragte das Mädchen erstaunt.

„Die werden wir bestimmt nötig haben. Unter Umständen müssen wir einen Stein losbrechen oder eine Platte anheben.“

In den steinernen Kellergewölben herrschte völlige Dunkelheit. Ohne eine Kerze anzuzünden, tasteten wir vorwärts. Nachdem wir uns durch den spaltartigen Eingang gezwängt hatten, erreichten wir die Treppennische. Plötzlich schrie Tanja überrascht auf. Schwach, aber deutlich zeichneten sich auf der großen Steinplatte die Windungen

kufischer Buchstaben ab. Über den Vorsprung des Treppenhogens lief ein ebenso leuchtender Streifen.

„So, ich verstehe“, dachte ich laut, „tagsüber ist hier wenig Licht.“

„Na und?“ fragte Tanja ungeduldig.

„Fragen Sie mich jetzt nicht, ich muß erst die ganze Aufgabe lösen. Gehen wir zunächst zum Quadranten, sicher werden uns auch dort noch Überbleibsel von Leuchtschriften begegnen. Halt! Reichen Sie mir mal die Kerze!“

Ganz plötzlich war mir die Erinnerung an den rätselhaften Glanz im Innern des Turmsockels gekommen. Ich wollte ihn erst einmal untersuchen. Vorsichtig versuchte ich, mit der Brechstange einen Stein über einer schmalen Lüftungsspalte aus dem festen Gefüge herauszubrechen. Das war ein schwieriges Unterfangen, doch dann, nach einer gewissen Zeit, konnte ich ihn mit einem kräftigen Druck aus dem Gemäuer lösen. Beim zweiten ging es schon leichter; es entstand eine Öffnung, groß genug, um den Kopf und eine Hand, die die Kerze hielt, hindurchzustecken.

Die Kerze verbreitete einen flackernden Schein. Im Innern, gegenüber der Öffnung, war ein breiter, behauener Stein zu sehen, darauf stand ein großes, dick mit Staub bedecktes, weithalsiges Gefäß, dessen verstaubte Glasur trübe aufglänzte.

„Die Vase, Tanja, die Vase!“ schrie ich, trat zurück und ließ das Mädchen durch das Loch blicken.

„Man kann sich ja nicht durchzwängen. Wie sollen wir die bloß bekommen?“ fragte Tanja und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Sofort.“ Begeistert über den Fund hatte ich im Nu zwei weitere Steine gelockert. Dann war die Öffnung groß

genug, um durchschlüpfen zu können. Hinter dem Stein, auf dem die Vase stand, gähnte ein dunkler Schacht, in den schmale Stufen hinabführten, die sich spiralförmig bis zu einem Vorsprung an der Innenwand des Turmes fortsetzten.

Ich reichte dem Mädchen die Vase durch die Mauerbresche und befahl:

„Warten Sie auf mich, Tanja, ich steige nach unten.“

„Nein, nein, ich komme mit; wer weiß, was dort ist!“ Verlegen verstummte sie. Unsere Augen trafen sich und ich... Na ja, mit einem Wort, ich stieg hinab, stützte mich mit den Händen gegen die Schachtwand und war der nachfolgenden Tanja behilflich.

Der Schacht war nicht tief, übrigens war es kein Schacht, sondern ein unebener, in den Felsen gehauener Gang. Kalte Luft drang uns entgegen. Sie war aber nicht so stockig wie in einem Erdgewölbe, sondern rein und frisch wie ozonreiche Höhenluft. Nach einigen Metern verbreiterte sich der Gang zu einer großen unregelmäßigen Höhle, deren Wände von schmalen, in verschiedenen Richtungen verlaufenden Furchen durchzogen waren. Ich wußte schon, was ich zu suchen hatte: In den Rissen der Kieselschiefer und Quarzite, am Boden der Furchen blinkten überall orangefarbene und zitronengelbe Flecke auf.

„Da ist die Farbengrube, Tanja! Nur sind das keine gewöhnlichen Farben.“

Als wir wieder nach oben stiegen, nahm ich die Vase gleich mit. Ich preßte sie fest gegen die Brust und trat vorsichtig auf, um mit meinem wichtigen Fund ja nicht zu stolpern. Und überall auf unserem Gang durch das Gebäude entdeckten wir an den verschiedensten Stellen leuchtende Zeichen.

Am Fließchen entfernte ich vorsichtig den Deckel des Gefäßes. Doch es fand sich nur Staub. Wir wuschen die Vase von außen, trugen sie geräuschlos ins Zelt und stellten sie neben den Professor auf die Erde. Der würde morgen nicht schlecht erstaunt sein.

„Aber nun erzählen Sie!“ flüsterte mir Tanja ins Ohr.  
„Ich werde sonst nicht schlafen können.“

Wir ließen uns am Ufer des Fließchens nieder. Melodisch floß das Wasser an uns vorüber und enteilte in die dunkle Steppe.

„Das Ganze ist sehr einfach, Tanja. Hier befinden sich Uranerzlager<sup>1</sup>, folglich ist auch Radium vorhanden. Die gelben Flecke sind Uranocker. In der Keramik verwendet man sie, um dauerhafte Glasuren von leuchtend reinen Farben herzustellen. Uranerze finden sich in Anschwemmungen, in Quarzitspalten, und wurden bereits im Altertum abgebaut, das Radium aber ist, abgesehen vom Uran, in geringer Menge in der Siliziummasse der hellen Quarzite enthalten. Und ich glaube, der ganze, aus diesen Quarziten bestehende Observatoriumshügel hat Radium-Emanation<sup>2</sup>.

Die Quarzite sind wahrscheinlich schwach radioaktiv. Mit anderen Mineralen gemischte Radiosalze ergeben außergewöhnlich beständige Leuchtfarben. Die Astronomen des Altertums wußten schon damals um dieses Geheimnis, und vielleicht besteht zwischen dem Namen ‚Nur-i-Descht‘ — ‚Licht der Wüste‘ — und den seltsamen Erscheinungen im Observatorium ein Zusammenhang. Noch ist das Radium wenig erforscht. Wir wissen nur, daß es

1 Dem Eisen ähnliches Schwermetall, besitzt das schwerste Atomgewicht.

2 Chemischer Grundstoff, entsteht beim Zerfall des Radiums und sendet Strahlen aus.

die Luft ionisiert, Elektrizität und Ozon anreichert, Mikroben abtötet und Gifte unschädlich macht. Jetzt verstehe ich auch, warum dieser Ort uns so unbeschreiblich froh macht. Radioaktive Quarzite, durch keinerlei andere Gesteinsarten von oben bedeckt, schaffen ein riesiges, schwach radioaktives Strahlungsfeld, offenbar in einer Dosierung, die der menschliche Organismus als besonders wohltuend empfindet. Erinnern Sie sich, was der Professor über den Karneol gesagt hat. Und weil es heute ganz windstill war, ergab sich eine größere Anreicherung von Radium-Emanation der Luft als gewöhnlich. Wir haben es beide heute nacht sofort gemerkt. Was für eine unverhoffte und interessante Entdeckung, nicht wahr?“ Und ich legte meine Hand auf die des Mädchens.

„Ja, interessant“, sagte Tanja und erhob sich rasch. „Aber jetzt müssen wir schlafen gehn, es ist schon spät.“

Ich blieb am Ufer zurück, etwas verlegen über Tanjas plötzliche Kälte. Meine Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit der unerwarteten Entdeckung. Immer neue Tatsachen und Beweise fand ich für meine Vermutung, und so lag ich noch lange in der Dunkelheit und grübelte.

Am Morgen weckten mich die lauten Rufe des Professors. Er stand draußen vor dem Zelt und hielt die Vase in der Hand. Im Tageslicht leuchtete das schwarzgrüne Muster mit den braunen und olivfarbenen Streifen auf glänzendem Email besonders hell. Nur Uranverbindungen konnten so schöne Glasurtonungen hervorbringen. Mein Herz klopfte vor Freude bei dieser erneuten Bestätigung meiner nächtlichen Entdeckung.

Alle Erwägungen, die ich gemacht hatte, setzte ich nun dem Professor auseinander. Die frohe Erregung des Ge-

lehrten hätten Sie einmal sehen sollen. Dann sprach ich die Vermutung aus, daß die Radiumausstrahlung vielleicht auch die Klarheit der Luft über dem Observatorium beeinflusse.

„Da gehen Sie zu weit“, widersprach der Professor. „Was jedoch unsere körperliche Verfassung betrifft, so bin ich ganz Ihrer Meinung. Dieser Ort ist nicht nur der Ort des Lichts, sondern auch ein Ort der Freude. Aber warum ist Tanja heute so traurig? Ist etwas passiert?“

„Nein, Matwei Andrejewitsch, mir fehlt nicht das geringste.“

Nach einer nochmaligen Besichtigung des Ausbaus kehrten wir zu unserer Arbeit an der Treppe zurück. Gegen Ende des Tages gelang es uns, eine kleine Öffnung freizulegen, durch die wir uns der Reihe nach hindurchzwängten. Wir fanden einen Keller, der aus etlichen Kammern bestand. Ich weiß nicht mehr, welche Aufschlüsse er dem Archäologen gab, meines Erachtens war der Keller aber genauso leer wie alles andere, was ich zuvor gesehen hatte.

Der Abendwind jagte über die Steppe, und rosiger Staub ballte sich über dem stahlgrauen Teppich aus Wermutpflanzen. Der Professor und Wjatschik gingen voraus, während Tanja, in Gedanken versunken, ihre Schritte verlangsamte und hinter ihnen zurückblieb. Ich holte das Mädchen ein und nahm sie behutsam bei der Hand.

„Tanja, was fehlt Ihnen? Immer waren Sie lustig und munter, und plötzlich... Nach unserer gestrigen Entdeckung scheinen Sie mir wie ausgewechselt.“

Das Mädchen blickte mich unverwandt an.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, wenn ich es Ihnen erzähle... Nun, Nur-i-Descht ist ein Ort der



Freude. Und ich hatte gedacht, diese Freude wäre in mir selbst, ginge von mir aus, weil ich stark, frei und fröhlich bin. Da aber erschienen Sie“, das Mädchen stockte, „rauh und in sich gekehrt; so hatte der Krieg Sie geformt. Und doch wurden Sie ebenfalls heiter und froh, genau wie ich. Es stellt sich also heraus, daß die Ursache dafür dieses Radium ist und nichts weiter... Wenn also das Radium nicht wäre“, die Stimme des Mädchens sank fast zum Flüstern herab, „dann hätte es auch nicht den wunderbaren Zauber dieser Tage gegeben.“

Tanja wandte sich ab, löste ihre Hand aus der meinen und lief den Abhang hinunter.

Langsam folgte ich ihr. Dann blieb ich stehen und sah noch einmal nach den Ruinen von Nur-i-Descht.

„Licht der Wüste, du hast auch in mein Leben Licht gebracht. Möge es das Schicksal fügen, daß es nimmermehr erlischt und mir die Freude der hier verbrachten Tage erhalten bleibt!“

...Und wieder erlosch, wie so oft zuvor, das Lagerfeuer. Tanja und ich saßen neben der noch warmen Asche, und uns zur Seite strahlte die alte Vase in goldschimmerndem Glanz, die leuchtende Schale längst entschwundener, aber nicht vergessener menschlicher Hoffnungen.

„Tanja, Liebste“, sagte ich, „hier kam ich Ihnen näher, hier lebte ich auf... Wer weiß, vielleicht wird die Weiterentwicklung von Wissenschaft und Technik uns bald einen besseren Einblick in die Wirkung radioaktiver Stoffe auf den menschlichen Organismus ermöglichen. Und sollte uns nicht noch viel mehr beeinflussen, andere Strahlen, zum Beispiel die kosmischen? Dort“, ich wies mit der Hand zum Sternenhimmel, „gibt es bestimmt ungeheure Ströme verschiedener Energien, die von den Tiefen des

Weltenraumes ausgestrahlt werden, Teilchen ferner und fernster Sternenwelten.“

Tanja erhob sich und kam ungestüm auf mich zu. In den klaren Augen des Mädchens spiegelte sich das matte Sternenlicht wider, und hoch über uns strahlte mit ausgebreiteten Schwingen der Schwan. Er durchschnitt die Lichtwolken der Milchstraße und reckte seinen langen Hals im ewigen Flug der Zukunft entgegen.“

# **TOD IN DER WÜSTE**

VON I. JEFREMOW

Russischer Originaltitel: **ОЛГОЙ-ХОРХОИ**

Deutsch von M. Brichmann

(Der Text wurde dem Sammelband „Erzählungen“ von I. Jefremow  
entnommen)

Zwei Sommer lang hatte ich, einer Einladung der Mongolischen Volksrepublik zufolge, an der Südgrenze der Mongolei Vermessungsarbeiten ausgeführt. Die größte Arbeit war erledigt, ich hatte nur noch im südwestlichen Zipfel zu tun, wo die Mongolische Volksrepublik an China grenzt, doch würde ein Vordringen in diese wasserlose Sandgegend große Schwierigkeiten bereiten.

Die Ausrüstung einer Kamelkarawane erforderte viel Zeit. Außerdem mußte eine solche Expedition unerträglich langsam vorankommen, besonders, weil ich gewohnt war, in einem Wagen von Ort zu Ort zu fahren. Mein zuverlässiger Anderthalbtonner hatte mir bisher gute Dienste geleistet, aber es war einfach unmöglich, sich mit diesem Fahrzeug in eine so schreckliche Sandwüste zu wagen. Während ich mir mit einem Repräsentanten des mongolischen Komitees der Wissenschaften den Kopf nach einem Ausweg zerbrach, traf eine wissenschaftliche Expedition in Ulan-Bator ein. Die Einwohnerschaft war begeistert von den funkelnagelneuen, vorzüglich ausgestatteten Kraftwagen, deren Räder eine besondere Bereifung besaßen, Mein Fahrer Grischa, ein sehr junger, leicht

zu begeisternder und begabter Mechaniker, ein Freund von weiten Reisen, war schon mehr als einmal in der Garage der Expedition gewesen und hatte sich die erstaunlichen Neuerungen betrachtet. Er war es auch, der mich auf einen Gedanken brachte, nach dessen Verwirklichung unser Wagen, wie Grischa sich ausdrückte, „neue Füße“ bekam. Diese „Füße“ waren kleine Räder, kleiner noch als Bremsstrommeln, mit maßlos dicken, stark profilierten Reifen. Als wir mit dieser Bereifung eine Probefahrt unternahmen, zeigte es sich, daß unser Wagen großartig durch sandiges Gelände kam. Ich hatte schon oft Autofahrten durch unwegsame Gegenden gemacht, war aber einfach erstaunt, mit welcher Leichtigkeit das Auto jetzt selbst durch tiefsten und lockersten Sand fuhr. Grischa schwor sogar, mit diesen Superreifen könne man die ganze Wüste Gobi von Ost nach West durchmessen.

Außer dieser Bereifung gaben uns die Krafffahrer der Expedition noch verschiedene andere gute Ratschläge und Instruktionen mit auf den Weg.

Dann war es soweit! Nachdem wir uns von unseren Freunden in Ulan-Bator verabschiedet hatten, rollte unser „Haus auf Rädern“ in Richtung Zezerlig los.

Im Wagenkasten, mit einer Plane überdacht, lagen die wertvollen Reifen, klapperten die Wasserbehälter und der Benzinreservetank. Gewitzt durch meine bisherigen Fahrten, hatte ich mir nämlich einen genauen Plan zurechtgelegt, nach dem Menschen und Gegenstände untergebracht wurden. Ich saß an einem speziell angebrachten und für mein Tagebuch bestimmten Klapp Tischchen neben dem Chauffeur im Fahrerhäuschen. Hier befand sich auch ein kleiner Schiffskompaß, mit dem ich jeweils den Kurs ermittelte und aufnotierte, außerdem ein Geschwindig-

keitszähler, der die vom Wagen zurückgelegte Entfernung angab. In den vorderen Ecken des Wagenkastens standen zwei Kisten mit Ersatzteilen. Auf der einen thronte Darchin, der Führer unserer kleinen Expedition und gelegentlich auch Dolmetscher, ein kluger, alter Mongole, der in seinem Leben viel herumgekommen war. Er saß auf der linken Kiste, damit er sich zum Fenster des Fahrerhäuschens herabbeugen und Grischa die Richtung weisen konnte. Auf der rechten Kiste thronte mit Fernglas und Gewehr mein Gehilfe, der Funker, ein leidenschaftlicher Jäger und zugleich mein Namensvetter. Er wachte über den Theodoliten und das Hildebrandtsche Universalgerät. Im hinteren Teil des Wagenkastens lagen dann noch die zusammengerollten Bettsachen, das Zelt, Geschirr, Lebensmittel und weitere auf der Fahrt notwendige Dinge.

Der Weg führte uns zum See Orok-Nor und von dort in den südlichen Teil der Republik, in die im mongolischen Altai liegende Wüste Gobi, etwa dreitausend Kilometer südlich vom Orok-Nor. Nach Überquerung des Changai-gebirges stießen wir auf eine Autostraße. In der großen Garage der Siedlung Taza-Gol wurde unser Fahrzeug zum letztenmal überprüft und gleichzeitig mit Treibstoff für die weite Fahrt versorgt.

Das waren unsere Vorbereitungen für den entscheidenden Angriff auf das unbekannte Terrain der Wüste Gobi. Das Benzin für den Rückweg sollte nach Orok-Nor geschafft werden.

Auf dieser Fahrt ging alles programmgemäß. Zwar stießen wir bis zum Orok-Nor auf einige schwierige Sandstrecken, die sich aber mit Hilfe unserer „Wunderreifen“ ohne große Schwierigkeiten passieren ließen, und am Abend des dritten Tages erblickten wir die glatten Ab-

hänge des Berges Iche. Munter ratterte der Motor bei den Steigungen, als freue er sich über die abendliche Kühle. Ich beschloß, die Frische der Nacht auszunutzen, und so fuhren wir mit hüpfendem Scheinwerferlicht so lange, bis wir — schon beinahe im Morgengrauen — den dunklen Schilfstreifen am Ufer des Orok-Nor erkannten.

Der Führer und Mischa, die geschlummert hatten, kletterten vom Wagen. Bald war ein Rastplatz gefunden, ein Feuer entfacht, und dann lagerte sich unsere kleine Gesellschaft neben dem Lastwagen auf einer Filzdecke, um Tee zu trinken und weitere Operationen zu beraten. Von hier begann jetzt eine unbekante Marschroute, über die ich zunächst Erkundungen einziehen wollte. Außerdem mußte ich einen trigonometrischen Punkt errichten und gleichzeitig die mir zweifelhaft erscheinenden Beobachtungen Wladimirzews überprüfen. Der Chauffeur wollte den Motor nachsehen, Mischa empfand Jagdgelüste, und der alte Darchin wollte sich mit den ortsansässigen Araten über den Weg unterhalten. Mein Vorschlag einer vierundzwanzigstündigen Rast wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Nachdem wir festgestellt hatten, von welcher Seite und unter welchem Winkel das Auto am längsten die Strahlen der Morgensonne abschirmen würde, legten wir uns neben dem Fahrzeug auf die breite Filzdecke. Ein feuchter Luftzug strich leise durch das Schilf, und der eigentümliche Duft des Grases vermengte sich mit dem Geruch des erhitzten Motors. Es war so angenehm, die müden Beine auszustrecken und, auf dem Rücken liegend, den heller werdenden Himmel zu betrachten. Schon im Halbschlaf hörte ich noch, wie mein Gehilfe und Darchin miteinander flüsterten.



Die Hitze weckte mich. Heiß schien die Sonne auf meine Füße. Der Chauffeur hantierte an den Vorderrädern unseres Fahrzeugs und sang halblaut vor sich hin. Mischa und der Führer waren nicht da. Ich badete im See, trank den für mich bereitgestellten Tee und war dann dem Fahrer behilflich.

In der Ferne hallten Schüsse und bewiesen, daß auch Mischa seine Zeit nutzbringend verwandte. Gegen Abend war das Fahrzeug überholt, und Mischa hatte einige Enten geschossen, von denen zwei einer sehr schönen, mir unbekanntem Art angehörten. Der Chauffeur übernahm es, eine Suppe daraus zu kochen. Mischa errichtete inzwischen eine Feldantenne und bereitete die Funkanlage zum nächtlichen Empfang der Zeitzeichen vor. Ich wanderte inzwischen um unseren Lagerplatz und suchte nach einer Stelle, an der ich meinen Feldmesser aufstellen und Beobachtungen vornehmen könnte.

Als ich zum Auto zurückkehrte, war die Mahlzeit schon fertig. Der Führer, der inzwischen auch zurückgekommen war, erzählte dem Chauffeur und Mischa irgend etwas. Als ich hinzutrat, verstummte der Alte. Grischa sagte, breit und sorglos lachend:

„Darchin macht uns angst, einfach schrecklich, Michail Iljitsch! Er sagt, morgen werden wir dem Teufel direkt in die Klauen geraten.“

„Was gibt's denn, Darchin?“ fragte ich und setzte mich neben den Kessel, der auf einem ausgebreiteten Stück Zelttuch stand.

Der alte Mongole sah den Chauffeur böse an und knurrte mit finsterner Miene:

„Grischa lacht immer, versteht die Gefahr nicht.“

Das vergnügte Lachen der jungen Leute, das dieser Er-

klärung folgte, ärgerte den Alten nur noch mehr. Ich beruhigte Darchin und begann ihn über den Weg, der uns morgen bevorstand, auszufragen. Wie sich zeigte, war er von den ortsansässigen Mongolen genau unterrichtet worden. Mit einem trockenen Stengel zeichnete er einige dünne Linien in den Sand, die einzelnen Berggruppen des mongolischen Altai. Dann beschrieb er unseren Weg. Bis zur Bergkette von Noin-Bogdo, vorbei an dem Brunnen Zagan-Tolodoi, waren es etwa dreihundert Kilometer. Der Weg führte über eine alte Karawanenstraße und war ziemlich gut. Hinter der Bergkette lag die Wüste Dolon-Chali-Gobi, ein drohender Sandstreifen — von Nord nach Süd nicht weniger als vierzig Kilometer breit. Dann folgte die Gobi von Dshungarei, ein Wüstengebiet, das sich bis zur chinesischen Grenze hinzog. Darchins Worten zufolge war diese Wüste völlig wasserlos und menschenleer und galt bei den Mongolen als unheilvoller Ort. Der westliche Winkel der Dolon-Chali-Gobi genoß denselben schlechten Ruf.

Ich gab mir Mühe, den Alten davon zu überzeugen, daß uns die Sandstrecken mit unserem schnellfahrenden Wagen — er hätte ihn ja während der Fahrt kennengelernt — nicht gefährlich werden könnten. Außerdem hätten wir auch nicht die Absicht, uns dort lange aufzuhalten. Ich würde mir nur die Sterne betrachten, und dann ginge es wieder zurück. Darchin schüttelte aber den Kopf und sagte nichts. Er wollte uns jedoch nicht im Stich lassen.

Die Nacht verlief ruhig. Darchin weckte mich noch vor Tagesanbruch, und das Aufstehen fiel mir schwer. Der Motor lärmte in der morgendlichen Stille und weckte die noch schlafenden Vögel. Mir war kalt, doch im Fahrerhaus war es warm, und ich ließ während der Fahrt die

Fensterscheibe herunter. Der Lastwagen schleuderte. Da meine Aufmerksamkeit durch die Landschaft nicht besonders gefesselt wurde, war ich bald eingenickt. Bei jedem besonders starken Hopser des Autos wachte ich auf, bemerkte die Kompaßrichtung und schlief weiter. Als der Chauffeur dann hielt, rauchte ich eine Zigarette und verscheuchte den letzten Rest von Müdigkeit. Wir befanden uns am Fuß der Berge. Die Sonne brannte schon tüchtig. Die Reifen waren so heiß, daß man den schwarzen Gummi kaum berühren konnte. Alle kletterten aus dem Wagen, um sich die Beine zu vertreten. Grischa untersuchte gewohnheitsgemäß sein „Wägelchen“, wie er unseren braven Anderthalbtonner nannte, und Darchin erforschte mit den Augen die steilen rötlichen Abhänge, von denen sich lange Geröllausläufer bis in die Steppe hinzogen. Die Sonnenstrahlen fielen parallel zur Linie der Berge, so daß jede Vertiefung in den braunen oder karminroten Steilwänden, jede kleine Rinne von tiefen blauen Schatten erfüllt war, die phantastische Muster bildeten.

Ich bewunderte die leuchtenden Farben und verstand nun zum erstenmal, warum die mongolischen Teppiche immer ein rotblaues Muster haben.

Darchin zeigte in westlicher Richtung auf ein fernes, breites Tal, das die Bergkette quer durchschnitt. Als jeder seinen Platz eingenommen hatte, lenkte der Chauffeur das inzwischen abgekühlte Auto nach rechts. Die Sonne erhitzte die Motorhaube und das Fahrerhaus immer stärker, die Leistungsfähigkeit des heißen Motors sank, und wir mußten sogar bei geringen Steigungen den dritten Gang einschalten.

Das fast ununterbrochene Heulen des Motors bedrückte unsern Grischa. Mehr als einmal fing ich einen vorwurfs-

vollen Blick auf, verzog aber keine Miene. Ich hoffte irgendein Gewässer zu erreichen, damit wir das herrliche Wasser aus dem See nicht verbrauchen müßten.

Und da: ich hatte nicht vergebens gehofft. Links tauchte die Steilwand einer tiefen, auf dem Grund mit Gras bewachsenen Schlucht auf, derselben Schlucht, in die wir vordringen sollten. Ein paar Minuten Fahrt bergab — und Grischa ließ, zufrieden lächelnd, den Lastwagen auf dem frischen Gras ausrollen. Dem Charakter des Ortes entsprechend, hätte in der Nähe der Felswände eine Quelle sein müssen. Die steilen Wände spendeten wohltuenden Schatten, dessen bläulicher Mantel uns vor den Strahlen der Sonne — den erbarmungslosen Beherrschern der Wüste — verbarg. Wir rasteten am Fuß der Felsen und tranken Tee.

Sobald die Hitze etwas nachgelassen hatte, legten wir uns schlafen, um Kräfte für die Nachtfahrt zu sammeln. Ich schlief wie ein Toter und hatte gerade die Augen geöffnet, als ich den Chauffeur rufen hörte:

„Schauen Sie geschwind, Michail Iljitsch! Ich hatte die ganze Zeit Angst, Sie würden es verschlafen und nicht zu sehen bekommen!“

Noch ganz benommen fuhr ich hoch und blickte erschrocken in die rings um uns lohende Feuersbrunst.

Die Landschaft wirkte wie ein unwahrscheinliches Traumgebilde. In den Strahlen der Abendsonne erglühten die steilen roten Felswände links und rechts von uns wie ein Flammenmeer. Tiefblauer Schatten lag am Fuß der Felswand und auf dem Boden der Schlucht, er glättete kleine Unebenheiten und verlieh der Gegend ein düsteres Gepräge. Und darüber erhob sich eine kompakte rote Felswand, in der durch die bizarren Formen der Verwitterung

blaue Einschnitte entstanden waren. Und aus den Einschnitten erhoben sich Türme, Terrassen, Bogen und Treppen, ebenso hell lodernnd, eine richtige Stadt aus Flammen. Zwei Wände — die linke feuerrot, die rechte blauschwarz — stießen fern in der Schlucht zusammen.

Wir waren von dem Naturschauspiel so gebannt, daß wir unwillkürlich in Schweigen verharren.

Grischa brach als erster den Bann.

„Na, na... Versuch es mal, in Ulan-Bator von solch einem Wunder zu erzählen. Die Mädels würden sagen: der Bursche ist wohl sternhagelvoll... Na ja, da sind wir also in eine Gegend geraten, von der man glauben könnte, daß Darchin am Ende doch recht behält.“

Der Mongole gab keinen Laut von sich, als sein Name fiel. Unbeweglich saß er auf der Filzdecke und wandte keinen Blick von der lodernnden Schlucht. Die feurigen Farben verblaßten und wurden allmählich blau. Ein kühler Hauch umfing uns. Es war Zeit aufzubrechen. Wir rauchten und tranken jeder eine Büchse Kondensmilch. Dann versperrte mir wieder das Dach des Fahrerhäuschens die Aussicht auf den Himmel. Ohne Ende lief der Weg unter dem Rand des Kühlers und der Kotflügel dahin. Der Scheinwerfer, der mir seine gewölbte Rückseite mit der Drahtspirale zuwandte, war starr nach vorn gerichtet und zitterte bei den unebenen Wegstellen hin und her.

Den Brunnen Bor-Chissuty erreichten wir noch vor Einbruch der Dunkelheit. Er bestand aus einer durch Steine geschützten Quelle, deren Wasser bitter schmeckte. In der zunehmenden Dämmerung tauchten vor uns Hügel auf, deren Namen Darchin nicht kannte.

Die sich kreuzenden Scheinwerferstrahlen liefen dem Auto voraus und zeigten in ihrem leitenden, schrägen Licht alle

Unebenheiten des Weges. Die Dunkelheit rückte näher, und das Gefühl der Abgeschiedenheit von aller Welt wurde noch stärker. Vor uns wuchs eine verschwommene dunkle Masse empor — irgendwelche Anhöhen. Es war an der Zeit, Rast zu machen und bis zum Morgengrauen auszuruhen. Eine Nachtfahrt in der unbekanntem Gegend war zu riskant — wir konnten bei den Hügeln unversehens in einen Abgrund geraten.

Klar hoben sich im ersten Morgenrot die runden Kuppen der an dieser Stelle stark abgeflachten Gebirgskette Noin-Bogdo vom Himmel ab. Mit Leichtigkeit überwandem wir die Paßhöhe und hielten am Ausgang eines breiten Tals, um die Superreifen aufzumontieren. Wir drangen in die Dolon-Chali-Gobi vor. Vor uns breitete die Wüste ihren eintönigen, rötlichgrauen Teppich aus. In der dunstigen Ferne ließ sich die Andeutung eines Höhenzuges erkennen. Diese Berge waren das Ziel meiner Reise. Ich hatte die Absicht, auf der niedrigen Bergkette, die zwei Sandebenen der Gobi von Dshungarei trennte, einen trigonometrischen Punkt zu errichten. Würden wir dort für unseren Motor Wasser finden, so konnten wir mit Hilfe der Spezialreifen das Sandgebiet der Gobi von der Dshungarei bis zur chinesischen Grenze durchqueren und noch Beobachtungen vornehmen. Auf alle Fälle mußten wir uns beeilen. Die Wahrscheinlichkeit, daß unser Führer in der ihm unbekanntem Gegend Wasser finden würde, war allerdings nicht groß; von der Marschroute abzuweichen, wäre aber wegen des unvermeidlichen Mehrverbrauchs an Treibstoff gefährlich gewesen. Und trotz des heißen Dunstes, der schon über der Wüste lag, fuhren wir los.

Ohne Ende kamen uns immer neue Wellen eines erstarr-

ten, heißen Sandmeeres entgegen. Die Farbe des Sandes wechselte bisweilen vom hellen Gelb ins Rötliche oder Graue hinüber. Von Zeit zu Zeit huschte das bunte Farbenspiel der Sonnenstrahlen über die Abhänge. Manchmal zitterten auf den Kämmen der Sanddünen trockene, harte Gräser, kümmerlich aufflackerndes Leben, das aber den allgemeinen Eindruck der Öde nicht verwischen konnte.

Der äußerst feine Sand drang überall hin, legte sich als matter Puder auf die schwarzen Wachstuchsitze, auf den breiten Rand des Schaltbretts, auf das Notizbuch, auf den Kompaß. Er knirschte zwischen den Zähnen, kratzte das entzündete Gesicht, machte die Hände rau und bedeckte alle Gegenstände im Wagenkasten. Jedesmal, wenn das Auto hielt, stieg ich aus, erklomm die höchste Düne und versuchte, mit dem Fernglas die Grenze des fürchterlichen Treibsandgebietes zu erspähen. Doch nichts war hinter dem strohgelben Dunst zu entdecken.

Ich blickte zu unserem Auto hinüber, das mit weit geöffneten Türen zur Seite geneigt stand, und versuchte die Unruhe niederzuringen, die mich zeitweilig überfiel. Auch wenn die neuen Reifen noch so gut waren, so konnte doch irgend etwas mit dem Wagen passieren. Würde es aber hier eine ernste, nicht an Ort und Stelle zu behebende Panne geben, so hatten wir wenig Chancen, aus dieser menschenleeren Gegend herauszukommen. War ich nicht zu waghalsig gewesen, in diese Sandwüste vorzudringen, riskierte ich nicht dabei das Leben der mir anvertrauten Menschen?

Immer häufiger übermannten mich solche Gefühle. Aber ich vertraute unserem Fahrzeug. Auch der alte Darchin wirkte beruhigend. Sein „buddhistisches“ Gesicht war völlig reglos. Und meine jungen Reisegefährten machten

sich keine sonderlichen Gedanken über mögliche Gefahren. Mich befremdete nur, daß wir nach fünfstündiger Fahrt immer noch keine Berge sahen. Endlich, nach einer Fahrt von siebenundsechzig Kilometern, wurden die Sanddünen flacher, gleichzeitig stieg auch das Gelände an. Doch erst als Grischa bei der Überquerung eines Lehmsabsteges bremste, wurde mir unsere Lage klar. Der Sand der Dolon-Chali-Gobi füllte einen breiten, flachen Talkessel, und solange wir noch auf dem Grund des Talkessels fuhren, konnte man selbstverständlich keine Berge sehen. Sobald wir aber den Rand des Talkessels erklommen hatten, ragte plötzlich fünfzehn Kilometer südlich von uns die Bergkette empor. Wir befanden uns jetzt auf einem Hochplateau, das reichlich mit Schotter von schokoladenbrauner, stellenweise sogar schwarzer Farbe übersät war. Man konnte nicht gerade sagen, daß diese nackte, schwarze Hochebene einen tröstlichen Eindruck auf uns machte, doch war es eine Erholung, endlich wieder auf einen festen Weg zu kommen. Sogar Darchin strich seinen Bart und lächelte zufrieden.

Als die Sonne unterging, hatten wir die Südseite der Berge erreicht. Eine Quelle war bald gefunden, an der wir unser Nachtlager errichteten.

Ich schlief in der reinen, kühlen Höhenluft ausgezeichnet und erwachte deshalb früher als gewöhnlich. Die anderen waren schon aufgestanden. Ich reckte mich und überdachte bei einer Zigarette unseren weiteren Weg. Wenn es zu schwer sein sollte, die Gobi von Dshungarei mit dem Wagen zu passieren, so wollte ich nicht weiter vordringen. Ich hatte aber die Absicht, wenigstens einen kleinen Abstecher zu machen, um eine ungefähre Vorstellung von dieser Wüste zu gewinnen.



In der Ferne unterschied ich eine kleine Erhebung. Bis dorthin wollte ich aber auf jeden Fall, um mit dem Fernglas die Wüste nach Süden und zur chinesischen Grenze hin zu betrachten.

Plötzlich stand Darchin neben mir und fragte leise:

„Was hast du beschlossen, werden wir quer durch die Gobi von Dshungarei fahren?“

„Nein, wir werden es nicht tun“, erwiderte ich. Im Gesicht des Alten zuckte es, froh blitzten seine schmalen Augen.

„Wir werden nur noch dorthin fahren.“

Ich stützte mich auf den Ellenbogen und wies mit der Hand in die Richtung der fernschimmernden Anhöhe.

„Wozu?“ fragte der Mongole verwundert. „Lieber nicht an den schlechten Ort fahren, besser zurück...“

Schnell erhob ich mich von der Filzdecke und unterbrach damit sein Gerede. Die Sonne hatte den Sand noch nicht erwärmt, als wir schon auf unseren Spezialreifen losfuhren und Richtung auf eine Hügelgruppe nahmen. Der Chauffeur sang ein fröhliches Liedchen, das aber vom Heulen des Motors übertönt wurde. Wie gewöhnlich wirkte das Schleudern einschläfernd auf mich. Doch sogar im Halbschlaf fielen mir die eigenartigen Farbtöne der Wüste auf.

Schon brannte heiß die Sonne und färbte mit ihrem grellen Licht die Dünenhänge violett. Um diese Stunde waren die Schatten verschwunden, und die sonst so vielfältige Farbenpracht der Wüste kam nur in der mehr oder minder starken Beimischung eines roten Farbtons zum Ausdruck. Diese seltsame Farbe hob die Leblosigkeit der Wüste nur noch mehr hervor.

Ich mußte wohl geschlafen haben, denn als der Motor plötzlich schwieg, schreckte ich hoch. Der Wagen hielt auf

einer Sanddüne. Ich stieß die Tür auf, stieg auf das Trittbrett und hielt Umschau. Vor uns und nach allen Seiten hin erhoben sich riesige Sanddünen von erstaunlichen Ausmaßen. Das trügerische Zusammenspiel von Sonne und Luftströmungen hatte mich verleitet, diese Dünen für fernliegende Berge zu halten. Ich kletterte auf eine besonders hohe und richtete den Blick nach Süden. Plötzlich stand der Mongole hinter mir. In seinen Augen blinkten schlaue Fünkchen. Es war klar, daß ein weiteres Vordringen nach Süden keinen Sinn hatte — man konnte in der Ferne weder Hügel noch Berge erkennen. Darchin beteuerte, daß ihm die Mongolen von einer Wüste erzählt hätten, die sich bis zur Grenze hinziehen sollte. Ich gab den Befehl zur Umkehr, worüber meine Begleiter sichtlich erfreut waren. Die schweigende Wüste bedrückte alle.

Und wieder triumphierte das dröhnende Lied des Motors über die Ruhe des Sandes, der Wagen ruckte an und richtete seine Scheinwerferaugen wieder nach Norden. Ich klappte das Notizbuch zu und verstaute es, bedeckte den Kompaß und wollte weiterschlummern.

„Na, Michail Iljitsch, wenn wir uns tüchtig ins Zeug legen, sind wir morgen am Orok-Nor, bestimmt aber bei den brennenden Felsen“, sagte Grischa, wobei seine Zähne aufblitzten.

Ein lautes Gepolter über unseren Köpfen ließ uns zusammenfahren. Der Funker hatte gegen das Fahrerhaus geklopft. Er beugte sich zum Fenster hinab, versuchte den Motorenlärm und das Heulen des Getriebes zu überschreien und zeigte mit der Hand nach rechts.

„Wo fehlt's denn?“ fragte Grischa ärgerlich und ließ den Wagen langsamer fahren, bremste aber ganz plötzlich und rief mir zu: „Gucken Sie mal! Was ist denn das?“

Für einen Augenblick war das Fenster durch den hinabspringenden Funker verdeckt. Mit dem Gewehr in der Hand stürzte er vorwärts, in Richtung einer niedrigen, flachen Düne, über die irgend etwas Lebendes kroch. Dieses Wesen bewegte sich nur ruckartig vorwärts, krümmte sich zusammen, schnellte nach vorn oder ließ sich einfach über die Sandhügel rollen.

„Was ist das nur? Sieht wie 'ne Wurst aus“, flüsterte Grischa nahe an meinem Ohr, als fürchte er, das unbekannte Wesen zu erschrecken.

An dem Tier waren tatsächlich weder Beine noch irgend etwas anderes zu erkennen. Einen Meter lang, glich es einem dicken Wurstende. Beide Enden waren stumpf und machten es unmöglich, festzustellen, wo der Kopf und wo der Schwanz war.

Der große, dicke Wurm, der unbekannte Wüstenbewohner, wand sich auf dem violetten Sand. In seinen ungelenk zögernden Bewegungen lag etwas Widerliches und Hilfloses zugleich.

Und ohne ein Fachmann für Zoologie zu sein, begriff ich doch sofort, daß wir hier ein bisher völlig unbekanntes Tier vor uns hatten. Auf meinen vielen Reisen war ich den verschiedensten Vertretern der mongolischen Tierwelt begegnet, so etwas aber hatte ich bisher noch nie gesehen.

„Ein gräßliches Ding, nicht wahr?“ rief Grischa. „Ich werde es fangen, aber mit Handschuhen, sonst ist es zu widerlich!“ Er riß die Lederhandschuhe vom Sitz und sprang aus dem Fahrerhaus.

„Halt! Halt!“ schrie er dem Funker zu, der von der oberen Düne herabzielte. „Wir wollen es lebendig fangen! Es kann ja kaum kriechen!“

„Na schön... Hallo, da ist ja noch eins“, gab Mischa zur Antwort und ließ das Gewehr sinken.

Wahrhaftig, da rollte eine zweite, womöglich noch größere Wurst den Sandhügel hinab. Im selben Augenblick stieß Darchin, der noch im Auto saß, einen durchdringenden Schrei aus. Anscheinend hatte der Alte fest geschlafen und war erst jetzt durch den Lärm wach geworden. Er schrie etwas Unverständliches, es klang wie „ooi-ooi“.

Grischa war inzwischen schon zur Düne hinaufgelaufen und stürmte jetzt mit dem Funker zusammen bergab.

Hastig verließ ich das Fahrerhaus, denn ich wollte mich gleichfalls an dem Einfangen der ungewöhnlichen Tiere beteiligen. Kaum hatte ich mich aber ein paar Schritte vom Wagen entfernt, da sprang der Mongole kopfüber vom Wagenkasten und krallte sich an mir fest, wobei eine wilde Angst sein sonst so ruhiges Gesicht verzerrte. „Ruf die Jungen zurück! Schnell! Dort ist der Tod!“ keuchte er und schrie wieder mit seiner Fistelstimme: „Ooi-ooi!“

Eher erstaunt als durch das unbegreifliche Benehmen des Alten erschrocken, rief ich dem Chauffeur und Mischa zu, sie sollten zurückkommen. Aber die beiden hörten nicht oder wollten mich vielleicht nicht hören. Unentwegt ranneten sie weiter. Ich wollte ihnen folgen, aber Darchin hielt eisern fest.

Während ich mich aus der Umklammerung des Alten zu befreien versuchte, folgte ich den Tieren mit den Augen. Meine Gehilfen waren schon nahe an sie herangekommen: voraus der Funker, dicht hinter ihm Grischa. Plötzlich krümmte sich jedes der Tiere zu einem Ring zusammen, und im selben Augenblick schwamm ihre gelbgraue Farbe in ein Blauviolett hinüber. Was nun geschah, war



das Werk von Sekunden. Völlig unvermittelt stürzte Mische, ohne einen Laut von sich zu geben, vornüber aufs Gesicht und blieb reglos liegen.

Ich hörte den Chauffeur aufschreien; er erreichte den Funker und da — kaum eine Sekunde später — krümmte er sich ebenfalls zusammen und fiel auf die Seite. Sein Körper überschlug sich, rollte den Abhang hinunter und entschwand meinen Blicken.

Endlich war es mir gelungen, mich von dem Alten loszureißen. Ich stürzte vorwärts, doch da warf sich Darchin auf mich und umklammerte mit jugendlicher Raschheit meine Beine. Ich stürzte und rollte nun mit ihm über den weichen Sand.

Außer mir vor Entsetzen, zog ich den Revolver und richtete ihn auf meinen Widersacher. Da erst ließ der Mon-

gole von mir ab, kniete im Sand und streckte die Hände in die Höhe. „Der Tod! Der Tod!“ kreischte er mit heiserer Stimme.

Ich war inzwischen mit dem Revolver in der Hand zur Düne hinübergelaufen. Die geheimnisvollen Würmer waren verschwunden. Im Sand aber, der noch von den Kriechspuren der widerlichen Tiere durchfurcht war, lagen meine Kameraden. Ein schrecklicher Schmerz preßte mir das Herz zusammen, als ich mich über die reglosen Körper beugte und nicht das geringste Anzeichen von Leben mehr entdecken konnte.

Der Funker lag mit halboffenen Augen, der Gesichtsausdruck war ruhig. Bei Grischa dagegen war das Gesicht wie durch einen plötzlichen, entsetzlichen Schmerz zur Grimasse verzerrt.

Beider Gesichter waren blau angelaufen, als wären sie erstickt.

Künstliche Atmung, Reiben, Darchin versuchte sogar, sie zur Ader zu lassen — alle diese Bemühungen blieben erfolglos. Ich war wie betäubt. Für mich bedeutete der Tod der jungen Menschen einen schweren Verlust. Während der langen, gemeinsam verbrachten Zeit hatten wir uns befreundet und aneinander gewöhnt. Außerdem quälte mich das Bewußtsein meiner Schuld; ich hätte sie von der Jagd nach dem unbekanntem Gewürm zurückhalten sollen. Fassungslos, fast ohne Gedanken, sah ich mich nach allen Seiten um und hoffte, irgendwo die verfluchten Würmer zu erblicken, um ihnen eine Kugel auf den Pelz zu brennen. Der Mongole hatte sich in den Sand gesetzt und schluchzte leise. Und jetzt erst kam mir zu Bewußtsein, daß ich ihm mein Leben verdankte, daß er mich vor dem sicheren Tod gerettet hatte.

Wir wollten die Körper unserer Kameraden nicht in der schrecklichen, violetten Wüste liegenlassen und trugen sie zum Wagen. Vielleicht hegten wir auch die Hoffnung, daß sie gar nicht tot waren und, von einer unbekanntten Kraft nur betäubt, plötzlich wieder aufwachen würden. Der Mongole und ich wechselten kein Wort. Mit ängstlichen Blicken beobachtete er mich, bis ich im Fahrerhaus saß und den Motor angelassen hatte. Ich schaltete das Getriebe ein und warf einen letzten Blick zurück zu der Stelle, die sich durch nichts von anderen Stellen in der Wüste unterschied. Wie leicht und froh war mir noch vor einer Stunde zumute gewesen, und wie vereinsamt fühlte ich mich jetzt! Der Wagen ruckte an.

An jenem Tag fuhren wir nur bis zu unserem letzten Nachtlager, wo wir unsere Gefährten unter einem hohen Steinwall begruben. Ihre Körper trugen bereits die ersten Anzeichen von Verwesung, wodurch unsere letzten Hoffnungen an eine „Auferstehung“ zunichte gemacht wurden. Noch heute kann ich nur mit Grauen an jene schweigsame Nacht in den finsternen Bergen denken. Sobald der Morgen graute, jagte ich den Wagen mit höchstmöglicher Geschwindigkeit über den schwarzen Schotter. Und je weiter wir uns von der furchtbaren Gobi von Dshungarei entfernten, desto ruhiger wurde ich.

Für einen so unerfahrenen Chauffeur wie mich war das Durchqueren der Dolon-Chali-Gobi eine schwere Arbeit, aber gerade das, was ich jetzt brauchte. Das Fahren erforderte nämlich ganze Aufmerksamkeit und vertrieb meine kummervollen Gedanken.

Als wir bei den Feuerfelsen Rast machten, dankte ich dem Mongolen für meine Rettung. Er verzog sein Gesicht zu einem Lächeln und sagte:

„Ich schrie: der Tod, und du bist doch gerannt; da packte ich dich, weil ich dachte: ist der Chef kaputt, ist alles kaputt. Und mich wolltest du erschießen!“

„Ich rannte, um Grischa und den Funker zu retten“, erwiderte ich, „an mich habe ich nicht gedacht.“

Alles, was ich von dem Mongolen und später auch von anderen Kennern der Mongolei über die unheimlichen Tiere und den damit verbundenen Tod meiner Kameraden in Erfahrung bringen konnte, war äußerst dürftig. Einem alten mongolischen Volksglauben zufolge soll in den menschenleeren und öden Wüsten ein Tier hausen, das Olgoi-Chorchoi genannt wird. In Darchins hastigem Schreien hatte dieser Name wie eine Wiederholung von „ooi-ooi“ geklungen.

Bisher war es noch keinem Forscher geglückt, ein Olgoi-Chorchoi zu fangen. Das lag wohl hauptsächlich daran, daß diese Tiere sehr selten und nur in wasserlosen Wüsten anzutreffen sind und die Mongolen eine entsetzliche Furcht vor ihnen haben. Und wie ich mich selbst überzeugt hatte, war diese Furcht völlig begründet: das Tier tötet augenblicklich und aus Entfernung.

Ich bin nun nicht in der Lage, irgendwelche Schlüsse über die geheime Kraft zu ziehen, die dem Olgoi-Chorchoi innewohnt. Vielleicht ist es eine elektrische Entladung von großer Stärke oder aber ein Gift, das von dem Tier verspritzt wird. Ich weiß es nicht...

Sollte es aber erfolgreicheren Forschern als mir glücken, eins dieser Tiere zu fangen oder zu erlegen, so wird die Wissenschaft ihr Wort dazu sprechen.



Copyright 1951 by Verlag Kultur und Fortschritt GmbH Berlin.

Printed in Germany. — Alle Rechte vorbehalten.

Lizenz-Nr. 3. 615/49/51.

Einband und Schutzumschlag: Verlagsentwurf - Rudi Lehmann.

Druck: (III/9/1) Sachsenverlag, Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH,  
Dresden N 23, Riesaer Straße 32. 5988.

## *An unsere jugendlichen Leser!*

Vielleicht möchtet Ihr neben der Jugendreihe einmal ein größeres, dauerhaftes Buch für Euren Bücherschrank erwerben. In unserem Verlag ist nämlich ein besonders spannender und interessanter Jugendroman erschienen. Er heißt:

### *Es blinkt ein einsam Segel*

und war Vorlage zu dem gleichnamigen Film. Der Inhalt — eine ausgezeichnete Mischung von fesselnden Abenteuern, köstlichem Humor und herrlichen Naturschilderungen — wird Euch sicherlich begeistern.

Die Handlung spielt 1905 in Odessa. Im russischen Volk gärt es, und zwei Jungen, Petja und Gawrik, sind überall da zu finden, wo etwas „los“ ist. Als die Arbeiter zu den Waffen greifen, helfen unsere beiden Helden, die sich in ihren Abenteuern als ganze Kerle bewähren, den Revolutionären als „unverdächtige“ Botengänger und „Munitionsträger“.

DER ROMAN IST IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN  
ERHÄLTlich UND KOSTET 4,85 DM.



In Kürze erscheint in zwei Heften:

*Mister Cleck  
hat sich verrechnet*

Getarnt als Sekretär des amerikanischen Konsulats in einer großen Hafenstadt der UdSSR „arbeitet“ Mister Clerk als Spion, um wichtige sowjetische Erfindungen in die Hand zu bekommen. Aber seine Pläne scheitern:

*Mister Cleck hat sich verrechnet!*

Warum?

Die Lösung dieser Frage geben die beiden nächsten Hefte unserer

**KLEINEN JUGENDREIHE**